Nr. 3/95 10. Jahrgang Einzelpreis 7 DM P4356F

die randschau

Zeitschrift für Behindertenpolitik



Ab-ART-ig

Krüppel-Kunst-Kultur

Aus der Redaktion

Draußen ist es um die 30° und die Sonne scheint pur, schon seit einigen Tagen, ja es ist Sommer und es ist eigentlich überhaupt nicht zu entschuldigen, daß wir hier in der Bude hocken und uns zusätzlich zu der äußeren Hitze auch noch die Köpfe qualmen lassen. Wenn es da nicht das allzeit beliebte und unvergessene *randschau*-Redaktions-Wochenende gäbe, das trotz des geilen Wetters viel Spaß macht.



Mit dem Schwerpunkttitel dieses Heftes: „ab-ART-ig", ließe sich zwar auch unser Arbeitsverhalten beschreiben, beabsichtigt war jedoch, eine andere Herangehensweise an KUNST/KULTUR aufzuzeigen. Und gleichzeitig darüber zu berichten, wie KrüppelInnen oder Behinderte damit umgehen. Ob uns das gelungen ist, obwohl das berüchtigte Sommerloch auch an uns nicht ganz spurlos vorüber ging/-rollte und einige für dieses Heft eingeplante Beiträge leider ein Opfer der sommerlichen Hitze wurden, müßt Ihr beurteilen.



Ein Feedback dazu in Form von LeserInnenbriefen oder sonstigen Nettigkeiten (Gummibärchen, Schokis, Gutscheine über Speiseeis oder Einladungen in's Eiscafe etc., der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt), erfreut erhitzte Gemüter sehr und ist stets WILLKOMMEN!! *(die denken auch immer nur an das eine! der korrekturleser)*



Beim Perspektiven-Treffen der Redaktion Anfang Juli gab es außer internen Umstrukturierungen (siehe Impressum) und deutlichen Worten („Wenn wir bis Ende dieses Jahres kein Büro haben, ist die übernächste *randschau* die letzte!"), auch etwas Erfreuliches zu verzeichnen: Der sich beim KrüppelInnenratschlag '95 in Melsungen angedeutete Generationswechsel in der KrüppelInnenbewegung macht auch vor den Toren der *randschau*-Redaktion nicht halt: So trat/rollte Julia Ney aus Bielefeld der Redaktion bei. Sie will sich um alle anfallenden Beiträge kümmern, die nicht zum jeweiligen Schwerpunkt gehören.(Also ins Adreßbuch aufnehmen und kräftigst schreiben!!!)

★★★

Unterdessen frißt sich das Projekt immer weiter in unser Privatleben hinein und macht neuerdings nicht einmal mehr vor unseren Namen halt. So wurde Thomas Schmidt per Post kurzerhand/-fuß zu „Herrn Schmidt-Rantzow" (=*randschau ??*) umgetauft und in die „Abteilung Behindertenpolitik" strafversetzt. Auch wenn es sich hier wohl eher um ein akustisches Verständigungsproblem handelte, beschreibt dieser amüsante Vorfall unsere Situation ziemlich treffend: So langsam wissen wir selber nicht mehr, wer wir - außer *randschau* - eigentlich noch sind. Deshalb zum wiederholten, aber wohl nicht zum letzten Mal: WIR BRAUCHEN EIN BÜRO!!!!!!



Zwar läßt uns die erfreuliche Resonanz auf unseren Büromieten-Aufruf in der letzten Ausgabe einigermaßen optimistisch in die Zukunft schauen/tasten, doch fehlt immer noch Einiges zum Erreichen unseres Ziels. Aber die paar Mark werden wir hoffentlich - zusammen mit unserer verehrten LeserInnenschaft - auch noch zusammen kriegen. Genauere Information zum Stand der Dinge diesbezüglich im Inneren dieses Heftes.

★★★

Auch wenn diese Zeilen erst im Herbst'95 gelesen/gehört werden können, wünschen wir schon jetzt in der Sommerhitze allen *randschau*-LeserInnen, die dem alltäglichem nerv-streß entfliehen konnten, viel power für die Zukunft; und für diejenigen, die es noch vor sich haben: „have a nice holyday!" und schöne Tage/Nächte und genießt die Sonne, wenn sie euch auf den Bauch oder sonstwohin scheint.

Die Redaktion

Inhalt

Nachschlag

10 Jahre randschau

„Hoffentlich gibt es diese informative und wohl kämpferischste Zeitschrift auf dem Gebiet der selbstbestimmten Behinderten- bzw. Krüppelpolitik noch viele, viele Jahrgänge mehr!" hofft die AG SPAK. Wir auch.

Rückschlag

In der letzten randschau berichteten wir über GEO's Liebelei mit Peter Singer. In der Juni-Nummer reagiert die GEO-Redaktion auf LeserInnen-Zuschriften mit folgendem Kommentar:

„Geo war sich sehr wohl bewußt, daß Peter Singer sich bei seinen Thesen auf problematische Argumente stützt - auch wenn der australische Ethik-Professor seine Position etwa zur Euthanasie in seinem Buch „Should the Baby live?" ... insoweit präzisiert, daß er sie nur in Fällen „schwerstgeschädigter Neugeborener" für erlaubt hält und keineswegs pauschal bei Behinderten. Trotzdem wollte die Redaktion der GEO-Leserschaft die weltweit diskutierten Thesen Singers nicht vorenthalten, und das GEO-Forum versteht sie als einen Ort, an dem selbst umstrittene Thesen vorgestellt werden, damit jeder seine eigenen Wertvorstellungen dran reiben und gegebenenfalls erhellen kann."



ABO **Liebe AbonnentInnen,**

immer wieder gibt es Schwierigkeiten: Zum einen mit der Zustellung der 'randschau' und zum anderen mit dem Abrechnungssystem. Deshalb muß an dieser Stelle festgehalten werden: Wer bis zum Ende eines Quartals kein Heft erhalten hat (legt vielleicht noch ne Woche drauf) sollte sich umgehend bei uns melden, da muß dann was schiefgelaufen sein. (Nicht an allem sind wir Schuld, auch wenn unser Chaos sprichwörtlich ist!)

Auf Überweisungsträgern - die unserem Konto gutgeschrieben werden sollen - MUSS Euere Abo-Nr. stehen, ansonsten können wir häufig den/die richtige/n AbonnentIn nicht ermitteln. Sherlock Holmes ist gegen uns zwar ein Waisenknabe, doch wenn - vor allem Institutionen - uns was rüberschieben mit tausend Zahlen, aber ohne Abo-Nummer, ist da nix zu löten. Also, dran denken. Ebenso weisen wir darauf hin, daß wir keine Abo-Beiträge einziehen! Bezahlt wird per Überweisung, V-Scheck, Bargeld oder Briefmarken. Okay?!

Eine Neuerung für diejenigen, die immer zu spät bezahlen: Wir versenden demnächst keine Mahnungen mehr. Wer nicht bezahlt, fliegt gnadenlos aus dem Adressenverteiler. Der Aufwand, den wir betreiben, um Leute daran zu erinnern, daß sie säumig sind, steht in keinem Verhältnis zum Nutzen - deshalb: Mitdenken und regelmäßig die Kohle rüberschieben.

Beim letzten Versand ist uns ein kleines Malheur passiert: Einige Menschen (und uns wichtige AbonnentInnen) haben leider unberechtigterweise eine Rechnung erhalten. Sorry about that! Wenn so ein Versand ausschließlich von Sehbehinderten durchgeführt wird, kommt mensch schon mal durcheinander. Nobody is perfect!

Wegen Urlaub und diverser Arbeitsüberlastungen mussten Einige ziemlich lange auf Ihre Hefte, Rechnungen etc. warten: Eine dicke Entschuldigung dafür - wir geloben Besserung (zumindest der Wille ist da.)

Das soll es nun mit den Verlautbarungen gewesen sein. Vielleicht verbessert sich die Situation ja merklich mit einem neuen Büro. Bis denn.

Abo & Vertrieb - Jörg Fretter, Mombachstraße 17, D- 34127 Kassel

„Chip Chip Hurra?

Chipkarten im Gesundheitswesen - Auf dem Weg vom Gläsernen Menschen zum Informations-Muster-Patienten." PatientInnen-Zeitung, Mai 1995. Hrsgin: Bundesarbeitsgemeinschaft der **PatientInnenstellen c/o Gesundheitsakademie, Forum für sozialökologische Gesundheitspolitik und Lebenskultur e.V., Braunschweiger Str. 53 b, 28205 Bremen. Tel. 0421/4984251 Fax 4984 252. 5,- DM.**

Stadtrundgang für Blinde und Sehbehinderte

Zweistündiger Rundgang durch die Geschichte des mittelalterlichen Münchens, mit aktuellen Bezügen, aufgelockert durch Legenden und Stadtsagen. Der Rundgang kann für Gruppen von 10 - 15 Personen gebucht werden bei: **Stattreisen München e.V., Postfach 401832, 80718 München. Tel. 089/2718940.**

Dialog im Dunkeln

Die bekannte Ausstellung ist ab 1.9.95 zum zweiten Mal in Frankfurt/Main zu erleben. Infos: Ursula Hollerbach. Tel. 069/95512461.

Neuauflage

Das neue Verzeichnis behindertengerechter Reisebusse von privaten Omnibusunternehmen kann schriftlich

und gegen 3,- DM in Briefmarken angefordert werden beim: **Bundesverband Deutscher Omnibusunternehmer e.V., Coburger Str. 1 c, 53113 Bonn.**

„Handicapped und Knete -

Finanzierung des behinderungsbedingten Mehrbedarfs im Studium, Nr. 5". Auch auf Diskette (word 5.5) und aufgelesen. Schwerpunkte: Geschichtliches aus der AG Sozialhilfe der IbS'en, Sozialleistungen für beh. Studierende, Situation ausländischer beh. Studierender, Pflegeversicherung - Segen oder Fluch?, BAFöG und Kindergeld. **Zu bestellen unter: 0231/7554596.**

Nachahmenswert

Das Studierendenparlament an der Uni Dortmund hat am 20.5.95 eine Satzungsänderung beschlossen. Sie beinhaltet, darauf hinzuwirken, daß niemand „aufgrund von Geschlecht, Abstammung, Heimat oder Herkunft, sexueller Neigung oder Behinderung benachteiligt wird. „

Zu beachten ist insbesondere:

„-Veranstaltungen oder Treffen müssen in für RollstuhlfahrerInnen zugänglichen Räumen stattfinden;

- Bei Bedarf sind für gehörlose Studierende GebärdendolmetscherInnen einzusetzen;

- Publikationen sind in blinden- und sehbehindertengerechter Form zugänglich zu machen.

Ausnahmen sind nur in Absprache mit der Behindertenvertretung zulässig. Bei Nicht-Beachtung dieser Vorschriften können Sanktionen, z.B. in Form von Mittelsperrung oder -kürzung erfolgen. Näheres regeln vom Studierendenparlament zu beschließende Richtlinien."

Workshop: Nähen, Netz, Nesteln

Künstlerisches Arbeiten behinderter Frauen zum Netzwerk-Gedanken.

Seit ungefähr 10 Jahren knüpfen, spinnen, weben Frauen auf gesellschaftlicher Ebene ihre Netzwerke in der Bundesrepublik. Es gibt mittlerweile mehrere Netzwerke behinderter Frauen. Ich habe Lust, mich anders als theoretisch/konzeptionell mit Netzwerken zu befassen, nämlich künstlerisch/kunsthandwerklich. Netzeknüpfen ist nicht nur eine politische oder für den Beziehungsbereich gemeinte Tätigkeit, sondern Nähen, Nesteln, Knüpfen ist seit langem eine Domäne handwerklich/künstlerischen Schaffens von Frauen. Ich möchte mich mit anderen behinderten Frauen zu einem Wochenend-Workshop im Herbst/Winter 95 treffen, wo wir uns mit unterschiedlichen Materialien und auf unterschiedliche Weise mit dem Thema Netze kreativ beschäftigen: Malerei, Collage, Plastik, Installation, Fotographie, Poesie und Anderem.

Ort und Zeitpunkt verabreden wir, wenn Ihr Euch bei mir gemeldet habt.

Weitere Informationen: Karin Wolski, Nehringstr. 4, 14059 Berlin, Tel. 030/ 325 87 38.

PS: Die Frau, die sich bei mir gemeldet hat, bitte ich um nochmaligen Anruf. Weiteres zum Thema findet Ihr in der letzten randschau unter gleicher Überschrift.

Literaturdatenbank „Behinderte Frauen"

Das „Zentrum für Arbeit und Soziales der Universität Trier" (ZENTRAS) hat im Rahmen seines Dokumentationssystems „Schwerbehinderte und Arbeitswelt" eine Sonderauswertung der Literaturdatenbank mit dem Titel „Behinderte Frauen" herausgegeben. Sie enthält ca. 120 bibliographische Beschreibungen von Zeitschriftenaufsätzen, Sammelbänden und Monographien sowie bislang unveröffentlichten Forschungsberichten.

Der Sonderband kann kostenlos schriftlich angefordert werden beim Zentrum für Arbeit und Soziales, Universität Trier, FB IV-ZENTRAS, 54286 Trier. (REHA-INFO 3/95)

Theater-Experiment

Das Theater Thikwa, dessen behinderte Akteure aus dem Werkstattbereich kommen, will mit einem Projekt neue Arbeitsplätze schaffen: In einer Werkstatt sollen zwölf Arbeitsplätze angeboten und schauspielerische Ausbildung, künstlerisches Gestalten und allgemeine kulturelle Bildung vermittelt werden. Unterstützt wird das Projekt von der Nordberliner Werkgemeinschaft. (REHA-INFO 3/95)

Integrationsgebot

„Wer behinderten Kindern die integrative Beschulung verweigert, verstößt gegen das Benachteiligungsverbot aus Art. 3, Abs. 3 Grundgesetz." erklärte der nds. Behindertenbeauftragte Finke bei der Vorstellung einer Studie zum Diskriminierungsschutz behinderter Menschen im Grundgesetz. Der Verfasser der Studie, Prof. Herdegen belegt, daß der Ausschluß behinderter Kinder von Regelschulen bzw. -kindergärten und der Verweis auf Sondereinrichtungen „stets eine Benachteiligung im Sinne des neuen Grundgesetzes" darstellt. Konkrete Leistungsansprüche würden sich allerdings nicht zwingend ergeben. Mit Hilfe eines „Round table Integration" will Finke weitere Möglichkeiten integrativer Beschulung ausloten.

Die Studie kann angefordert werden beim Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Behinderten, Postfach 14 02 80, 53107 Bonn. Tel. 0228/5272944 Fax 0228/527 11 67.

Skinhead-Angriff in der Straßenbahn

Zwei Skinheads griffen in einer Straßenbahn in der Magdeburger Innenstadt eine Gruppe von sieben behinderten Menschen und ihren drei Begleitern an. Die Behinderten wurden beleidigt, bedroht, ein 21jähriger Mann brutal geschlagen und bei einer Scheinhinrichtung massiv gewürgt. Einem Mitglied der Gruppe gelang es, die Notbremse zu ziehen. Trotz des Versuchs von Begleitern und anderen Fahrgästen, die Täter festzuhalten, konnten die beiden aber entkommen. Gegen sie wird jetzt wegen Volksverhetzung und Körperverletzung ermittelt.

Weltkongreß der Gehörlosen

Schätzungsweise 70 Millionen Gehörlose weltweit unterliegen durch Vorenthaltung kulturell-gesellschaftlicher Rechte beträchtlichen Menschenrechtsverletzungen. Der Weltkongreß in Wien forderte, Gehörlose als kulturelle Minderheit anzuerkennen, denn ihre eigentliche Muttersprache sei die Gebärdensprache.

Die Anerkennung hätte u.a. zur Folge, daß die Behörden in vielfacher Hinsicht zur Bereitstellung öffentlicher Mittel verpflichtet wären.

Unverständlich

Das Bundessozialgericht verwarf jetzt in letzter Instanz eine Entscheidung des Landessozialgerichts Nordrhein-Westfalen. Dieses hatte die Barmer Ersatzkasse dazu verurteilt, die Kosten für einen Gebärdendolmetscher zu übernehmen. Ein Elternpaar hatte zu Untersuchungen seines Sohnes einen Gebärdendolmetscher hinzugezogen, um sich mit den Ärzten verständigen zu können.

Deutsches Genom-Programm

Deutschland höre endlich auf, „die Geschichte als Vorwand zu benutzen, um keine Forschung in der Genetik zu betreiben", freut sich der Pariser Wissenschaftler Daniel Cohen auf dem Genetik-Kongreß in Berlin. Für ein „gemeinsames Ressourcenzentrum" zur Erforschung menschlicher Erbkrankheiten sollen acht Jahre lang jeweils 50 Millionen Mark bereitgestellt werden. Kongreßpräsident Karl Sperling vom Berliner Institut für Humangenetik ist „zuversichtlich", daß das Zentrum am Max-Planck-Institut für Molekulare Genetik in Berlin angesiedelt wird. (Tagesspiegel 26.5.95)

Erfolgreiche Fahndung?

Die systematisierte Untersuchung und die Anwendung genauer Definitionen hat dazu beigetragen, daß in Mainz mehr Fehlbildungen als im europäischen Erfassungssystem Eurocat gefunden werden. Das berichtet Fehlbildungsregister-Experte Prof. Jürgen Spranger.

Nach Mainzer Vorbild soll nun in München ein Fehlbildungskonzil als Pilot-Projekt für die Einführung in Bayern eingerichtet werden. Jährlich sollen etwa 14.000 Neugeborene in München untersucht werden. Parallel dazu läuft ein Forschungsprojekt des Instituts für Medizinische Informationsverarbeitung, Biometrie und Epidemiologie der Uni München zum Zusammenhang von Medikamenteneinnahme in der Schwangerschaft und dem Auftreten von Fehlbildungen. Seit dem 2. Mai wird bei allen niedergelassenen Ärzten Münchens ein zusätzlicher Erhebungsbogen in den Mutterpaß geklebt, in den jedes in der Schwangerschaft verordnete oder eingenommene Medikament eingetragen wird. Die Untersuchung wird bis Mitte 1997 vom Bundesforschungsministerium gefördert. Ziel sei es, Arzneimittelverträglichkeitsprofile zu entwickeln und eine Datenbank aufzubauen, um die ärztliche Fortbildung zu intensivieren. (Ärzte-Zeitung 18.5.95)

Behinderte Neugeborene als Organ-Ressource

Die Ethik-Kommission der American Medical Association ist für die Freigabe schwer hirngeschädigter Neugeborener zur Organtransplantation, um dem Mangel an Organspenden bei Neugeborenen entgegenzuwirken. Bei anencephalen Kindern (ohne Großhirn) mit einer Lebenserwartung von einigen Stunden oder Tagen soll eine Organentnahme auch dann zulässig sein, wenn das Stammhirn, das Atmung und Kreislauf regelt, noch aktiv ist.

Umweltstiftung bittet zur Kasse

Wer kann schon mit dem Kürzel WWF etwas anfangen? Das Pandabär-Symbol dagegen dürfte ziemlich bekannt sein. Die Umweltstiftung Deutschland klärt auf - und sie versteht ihr Geschäft. „Testamente für die Natur" lautet der Titel einer „Informationsbroschüre", die jeden Waschmittelhersteller vor Neid erblassen läßt. „Vererben will gelernt sein" heißt es gleich auf Seite 1. Ganz geduldig, Schritt für Schritt, wird jedem, der auch nur 3 Groschen zu vererben haben könnte, erklärt, wie mensch es richtig macht. Richtig richtig ist es, wenn die Umweltstiftung zum Erben oder Teilerben eingesetzt wird; alles freiwillig, versteht sich.

Wer sich verantwortlich für die Natur fühlt, kann schließlich nicht so herzlos sein, der Natur, pardon, der Stiftung, nichts zu hinterlassen. „Nur das Prinzip Verantwortung kann noch Abhilfe schaffen: die von jedem einzelnen getroffene Entscheidung: `Ich will!' Wenn Sie sagen können: `Ich will', dann schicken Sie uns Ihr Testamenteversprechen zurück. Wir bewahren es für Sie auf, und Sie erhalten von uns als Dank und Anerkennung eine Anstecknadel."

Was ich noch erfahre? Mein Versprechen ist natürlich nicht rechtlich bindend, aber ich erleichtere damit die „Langzeitplanung" der Stiftung.

Daß eine derartige Broschüre ausgerechnet an eine Behindertenzeitschrift verschickt wird, ist natürlich kein Zynismus, sondern Marketing. Merke: nicht nur vererben, auch werben will gelernt sein.

„Ein schöner Tod?"

Was ist „Euthanasie" und ein schöner Tod? Dieser Frage geht ein Informationsfaltblatt nach, das jetzt von den GRÜNEN im Europaparlament, namentlich Claudia Roth, herausgegeben wurde. Kurze Infoblöcke geben unter Stichworten wie „Euthanasie" nach dem Nationalsozialismus, „Euthanasie" und Apparatemedizin, die Behinderten und die anderen, Bioethik, „Euthanasie" und Kostendämpfung und schließlich „Euthanasie" in anderen europäischen Ländern einen Ein- und Überblick.

Der schwer verdauliche Inhalt wird durch die Aufbereitung und optische Gestaltung in wirklich kurzen Blöcken leichter handhabbar, zugleich bleibt der komplexe Zusammenhang erkennbar. Wer bereit ist, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, findet eine Fülle von Anregungen. **Das Faltblatt kann bestellt werden über: Grüner Versand, Heerstr. 172, 53111 Bonn.**

Keine Pflegepolizei?

Pflegedienste sind weder verpflichtet noch berechtigt, Kenntnisse über die häusliche Pflegesituation, die sie z.B. durch die vorgeschriebenen regelmäßigen Einsätze bei PflegegeldempfängerInnen erlangen, an die Kassen weiterzugeben. Dies teilte der Datenschutzbeauftragte der Evangelischen Landeskirche Baden, Thomas Klie, in einem Schreiben an die Pflegekassen mit.

Allerdings kann in der Praxis kaum ein/e PflegegeldempfängerIn überprüfen, woher die Pflegekasse ihre Informationen hat. Deshalb: Seid mißtrauisch und sucht euch eure Pflegedienste sorgfältig aus!

(Quelle: Forum Sozialstation, Juni 1995)

Der folgende Aufruf erreichte uns vom Krüppel-Lesben-Netzwerk:

‚Krüppel-Lesben-Netzwerk, die II.

Mittlerweile ist der erste Krüppellesben-Netzwerk-Rundbrief verschickt worden. Aber wir suchen noch ganz viele weitere Krüppel-Lesben, die wollen, daß ihre Adresse auf die Adressenliste kommt. Die Liste schicken wir an alle Krüppel-Lesben, die darauf stehen, damit wir miteinander in Kontakt kommen, Informationen austauschen und Krüppel-Lesben-Rundbriefe kriegen können. Natürlich können sich auch ganz viele melden, die Netzwerk-Arbeit machen wollen. Außerdem können interessierten VeranstalterInnen über das Netzwerk Referentinnen und Künstlerinnen für Veranstaltungen zu Krüppel-LesbenFrauen-Themen vermittelt werden. Es wäre also schön, wenn sich potentielle VeranstalterInnen und noch weitere Referentinnen beim Krüppel-Lesben-Netzwerk melden.

Kontakt über: Krüppel-Lesben-Netzwerk, c/o Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12, 44793 Bochum, Tel.+ Fax 0234/683194

KRÜPPEL-LESBEN-GRUPPE KÖLN

Jetzt gibt es auch in Köln eine Krüppel-Lesben-Gruppe. Die wunder schön andersartigen Frauen treffen sich jeden 1. und 3. Freitag im Monat im SCHULZ Schwulen und Lesben Zentrum, Kartäuserwall 18, 50678 Köln. Genaueres zur Gruppe kann über das glf Sozialwerk, Tel. 0221/19446 erfragt werden.

BUCHTIP

Publik-Forum Spezial: „Wissenschaft an der Grenze", hrsg. von Ludger Weß

Aus dem Inhalt:

- Gen-Experimente am Menschen?
- Ohne Hirn tot?
- Patentiertes Leben?
- Kinder von nie geborenen Müttern?
- Indio-Gene für die Welt?

ca. 86 Seiten, ca. 18.-DM

Zu bestellen bei : Publik Forum, Postfach 2010, 61410 Oberursel

FREIHEIT 1

Wenn diese *randschau* erscheint, ist Mumia Abu-Jamal wahrscheinlich noch am Leben. Die Vollstreckung des Todesurteils gegen den schwarzen Journalisten und Bürgerrechtler, der seit 5 Jahren in der „Todeszelle" sitzt, wurde vorläufig ausgesetzt. Abu-Jamal ist eines der prominentesten Opfer weißer Rassenjustiz in den USA: In einem dubiosen Indizienprozeß war er 1982 von einer überwiegend weißen Jury des Polizistenmordes schuldig gesprochen worden. Nachdem nun immer neue Entlastungszeugen auftauchen, deren Aussagen damals z.T. von der Polizei manipuliert worden waren, scheint das Urteil auch juristisch nicht mehr haltbar.

Sicher ist dieser Aufschub auch ein Erfolg der internationalen Solidaritätsbewegung. Trotzdem: Noch immer ist das Urteil nicht aufgehoben, noch immer ist nicht sicher, ob der Prozeß wieder aufgerollt wird. Abu-Jamal droht weiterhin der Tod aufgrund rassistischer Justizwillkür.

Was geht's uns an? Die Frage muß sich jede und jeder selbst beantworten. Dazu nur ein Hinweis: Die Erfahrung, daß der freiheitliche Rechtsstaat seine Fratze zeigt, wenn Minderheiten allzu unbequem werden, ist nicht auf die USA beschränkt - und sie betrifft nicht nur Menschen mit dunkler Hautfarbe.

FREIHEIT 2

Daß der gleiche freiheitliche Rechtsstaat mit der Pressefreiheit kurzen Prozeß macht, wenn es eine Zeitschrift wagt, den herrschenden Konsens *radikal* infrage zu stellen, ist ebenfalls nicht neu. Die Tatsache allerdings, daß der Verdacht, einem oppositionellen Zeitungsprojekt nahezustehen, inzwischen als Anlaß für ausgedehnte Razzien und Verhaftungen genügt, läßt für die Zukunft einiges befürchten. Wenn es der Bundesanwaltschaft gelingt, politisch unerwünschte Redaktionsarbeit per se zu kriminalisieren, werden sich auch viele warm anziehen müssen, die jetzt noch glauben, auf der sicheren, weil verfassungskonformen, Seite zu stehen. Schneller, als mancheR denkt, kann z.B. der Widerstand gegen Bevölkerungspolitik und Reproduktionstechnik von der freien Meinungsäußerung zum kriminellen Akt uminterpretiert werden; teilweise ist dies bereits der Fall.

Noch ist es nicht kriminell, die *randschau* zu kaufen, zu lesen oder für sie zu werben. Allerdings: Wie vieles, was vor zehn Jahren noch absurd schien, ist heute Realität? Eigentlich fast alles.



Die drei Puppen aus Sonneberg

PUPPEN MIT DOWN-SYNDROM

Bereits auf der 45.Internationalen Spielwarenmesse in Nürnberg im letzten Jahr, die mit dem typischen Barbie-Puppen-Image, sorgten die Puppen der sonni Spielwaren GmbH aus Sonneberg für mächtig Furore. Die auf Anregung der schwedischen Sozialpäd. Tina Tombrock-Otto entwickelten Puppen mit Down-Syndrom sollen dabei helfen, daß behinderte Kinder sich mit ihr identifizieren und ein Bild von sich selbst schaffen können.Aber nicht nur für Kids ist diese Puppe ein tolles Geschenk, auch mancher Erwachsener freut sich sicher über dieses Geschenk.

sonni Spielwaren GmbH, Sonneberg, Tel.: 03675 / 8 92 50

leserinbrief

Liebe randschauerInnen,

nun will ich endlich mal was loswerden, was ich schon einige Zeit mit rumtrage, Stichwort: gehörlos. Ich bin gehörlos und es will mir nicht so scheinen, daß sich die randschau dieser „Minderheit" irgendwie zuwendet. Es ist mir klar, daß die randschau vom dem lebt, was an sie herangetragen wird. Aber ich finde es falsch (und enttäuschend), sich auf diese Sichtweise zu beschränken. Könnt ihr nicht mal das Fingeralphabet abdrucken? Könnt ihr nicht mal einen Hinweis drucken, daß die Leute ihre Adressen mit Faxnummern angeben sollen? Usw.. Daran könntet ihr schon selber denken. Ich habe für die letzte 'randschau' einen Artikel geschickt mit dem Thema "Sexuelle Ausbeutung gehörloser Frauen" von einer hörenden Psychotherapeutin. Ihr Artikel war sehr lang und ich habe mich angeboten ihn zu kürzen und eine Einleitung zu schreiben. Sehr spät wurde mir dann mitgeteilt, daß der Artikel ja sehr interessant sei, aber wohl zu lang und schwierig zu kürzen und deswegen nicht erschienen. Der Artikel hat ein sehr wichtiges Tabu-Thema sehr kompetent beschrieben. Jetzt ist gar nichts gedruckt worden und das ist jetzt besser? Es hat mich sehr wütend gemacht! Es fühlt sich für mich als bewußte Ausgrenzung an. Das ist wohl nicht nur mit Gehörlosen so. Während Rollis zum „Standard" gehören (auch organisatorisch), bleiben viele Behindertenthemen auf der Strecke. (Die letzten drei Ausgaben hatten als Titelfoto eineN RollifahrerIn). Hoffe, daß sich in Zukunft mal was ändert ...

BESTE GRÜß E, TANJA MUSTER, BREMEN

♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥

Wir haben am 21.7.95 in Dänemark geheiratet

Heidrun Frevert

+

Uwe Frevert (geb. Frehse)

♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥



NEU ERSCHIENEN: DER FREAK 96

TASCHENBUCHKALENDER

Mit Beiträgen von Gabi Braden, Jürgen Kuczynski, Georg Paulmichl (Gedichte) u.v.a.
Ab September in jedem Buchladen
Hrsg.: Ralf Aulich u.a.
Elefantenpress Berlin

VbA vermietet Bus

Einen behindertengerechten Reisebus vermietet der Münchener VbA. Im Bus finden 15 RollstuhlfahrerInnen und 22 FußgänerInnen Platz. Die Hubplattform soll auch für E-Stühle kein Problem darstellen. Ebenso ist ausreichend Stauraum vorhanden und eine Standheizung für kalte Tage.



Der Bus soll für Gruppentouren zur Verfügung stehen und so das oft unüberwindliche Transportproblem lösen. Ein Fahrer ist vorhanden.

Kontakt und Buchung: Andreas Vega, Groffstraße 21, 80638 München, Tel.: 089 / 17 48 81

kleinAnzeigen

Suche FrauenLesben, die Lust haben, einen Taschenkalender von und für behinderte FrauenLesben zu kreieren. Außer meiner Erfahrung mit einem Kalenderprojekt ist noch alles unklar!

Bitte melden bei: Tanja Muster, Fax: 0421-872 91 54

Welche selbstbestimmt lebende Frau mit schweren Körperbehinderungen aus NRW erzählt mir über ihren Lebensweg? Ich bin Pädagogin und führe diese Interviews im Rahmen meiner Doktorarbeit. **U. Kulmer, Grisarstraße 5, 44147 Dortmund, Tel.: 0231 / 83 41 52**

Wir, ein Paar (47 J. körperbehindert und 36 J. nichtbehindert), suchen Kontakt zu anderen Behinderten und zu Paaren, bei denen eine Partnerin/ein Partner behindert ist (es können auch Paare von + sein) im Raum Stuttgart.

Wir möchten Menschen kennenlernen, die Lust haben, über behindertenrelevante Themen zu reden, zu überlegen, was jede mit ihren Kräften tun kann, um sichen gegen die immer offenere Ausgrenzung Behinderter zu wehren.

Es gibt bestimmt viel mehr Menschen, denen das wichtig ist; manche werden aber auch denken, ich kann nicht viel machen, ich hab nicht soviel Kraft.

Was jede/r machen kann, ist uns nicht so wichtig, viel mehr das Gefühl, aufgehoben zu sein bei Menschen, die ähnlich empfinden. Manchmal ist es als Paar gar nicht so einfach, mit der unterschiedlichen Situation - eine behindert, eine nich - klarzukommen. Deshalb suchen wir auch Kontakt zu anderen Paaren, um uns mit ihnen auszutauschen.

Meldet Euch bei Gabriele Ruschmann/ Agi Fleckenstein, Kniebisstraße 55, 70188 Stuttgart

dates

bifos-Seminare

Das ausführliche Programm für 1995 kann bei bifos angefordert werden! Adresse siehe unten.

7.-8.10.1995 in Kassel: **YOGA für Behinderte**

28.-29.10.1995 in Lindlar: **„Behinderte - Frauen - Politik" - Anforderungen an eine bundesweite Frauenpolitik.** Tagung für behinderte und nichtbehinderte Frauen

17.-19.11.1995 in Trebel/Wendland: **Wie behindert bin ich - wie behindere ich mich selbst?** Seminar für behinderte Menschen

24.-26.11.1995 in Lindlar: **Warum immer nur mit Worten reden? Kreative Methoden in der Beratung behinderter Menschen.** Fortbildung für ehrenamtliche und professionelle behinderte Beraterinnen und Berater

1.-3.12.1995 in Lindlar: **Behinderte Eltern - behinderte Kinder???** Tagung für behinderte Eltern

9.-10.12.1995 in Hess. Lichtenau: **Wie vertrete ich mich selbst. Eine Anleitung zur Bildung von Selbsthilfegruppen für Menschen mit einer Lern- oder geistigen Behinderung.** Seminar

Infos und Anmeldung: bifos - Bildungs- und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben Behinderter, Werner-Hilpert-Str. 8, 34117 Kassel, Tel. 0561-71 33 87, FAX 0561-71 31 32

BiBeZ-Seminare:

Das aktuelle Programm kann bei BiBeZ angefordert werden!

Infos und Anmeldung: Ganzheitliches Bildungs- und Beratungszentrum zur Förderung und Integration behinderter Frauen - BiBeZ e.V., Maaßstr. 37, 69123 Heidelberg, Tel. 06221/830346

5.-8.10.1995 in Hamburg: **„Solidarität kennt keine Grenzen" Konzertkongreß gegen Armut, Ausbeutung und Unterdrückung. Anmeldung und Info:** Das Büro, Thadenstraße 118, 22767 Hamburg, Fax 040/439 51 38, Tel. 040/432 21 24 (mittwochs 18.00-20.00 Uhr

13.10.1995 Fete zum 5jährigen Bestehen der Interessenvertretung selbstbestimmt Leben Deutschland e.V. in Erlangen. **Infos und Anmeldung: ISL-Erlangen, Tel.: 09131 / 2048 09**

25. - 28.10.95 REHA, Messe Düsseldorf (Hilfsmittelausstellung mit Rahmenprogramm und Kongreß) Täglich von 10 - 18 Uhr. **Infos Düsseldorfer Messegesellschaft Fax: 0211 / 45 60 - 613, Tel.: 0211 / 45 60 - 445**

Termine gesucht! Die Termin-Redaktion freut sich über Veranstaltungshinweise für die nächsten Nummern. Infos an: die randschau, Ulrike Lux, Wilhelmshöher Allee 24, 34117 Kassel, Tel. 0561/77 69 15, Fax: 0561/89 65 32







Aktuelles zur Pflegeversicherung

Ein kleiner Erfolg!?

Wie in der letzten Ausgabe der randschau zu lesen war, wandten sich seit Beginn dieses Jahres die Interessenvertretung „Selbstbestimmt Leben" und mehrere behinderte Einzelpersonen an den Petitionsausschuß, um ihrer Forderung nach Erhalt des ArbeitgeberInnenmodells, was seit der Einführung der Pflegeversicherung bedroht ist bzw. nicht mehr praktiziert werden kann, Nachdruck zu verleihen. Inzwischen sind die Petitionen abschließend bearbeitet worden und dem Deutschen Bundestag seitens des Petitionsausschusses empfohlen worden, das Pflegeversicherungsgesetz in diesem Sinne zu ergänzen. Zu diesem Entwurf eines Gesetzes zur Ergänzung des Pflegeversicherungsgesetzes (Pflege VErgG) findet bzw. fand am 20. September von 14.00 - 19.00 Uhr im Bundestag eine öffentliche Anhörung statt.

Es bleibt abzuwarten, was dabei herauskommt! MARTIN SEIDLER, MANNHEIM

(Nähere Informationen über ISL e. V., Kurt-Schuhmacher-Str. 2, 34117 Kassel, Tel. 0561/779 755 oder über Klaus Körner, Behindertenbeauftragter von Bündnis 90 / DIE GRÜNEN, Tel. 0228/16-48931)

Ab-ART-ig

Krüppel - Kunst - Kultur



Wer sich in Buchhandlungen umsieht, wird feststellen, daß in letzter Zeit vermehrt Buchtitel von oder über behinderte KünstlerInnen erscheinen. Offenkundig wächst in der Öffentlichkeit das Interesse an schreibenden, malenden oder theaterspielenden Krüppeln.

So erfreulich dieses Interesse an sich erst einmal ist, so zwiespältig sind seine Hintergründe. Denn auch die öffentliche Aufmerksamkeit für behinderte KünstlerInnen entsteht nicht im luftleeren Raum. Wer sich als Behinderter künstlerisch betätigt und dies auch noch öffentlich tut, sieht sich mit dem herrschenden Blick auf Behinderung konfrontiert, der ihm/ihr auch im Kulturbetrieb eine bestimmte Rolle zuweist. Es ist die des Exotikums, dessen Faszination darin besteht, daß hier ein Mensch etwas tut, was er nach herrschender Auffassung eigentlich gar nicht kann. Auch der Umgang mit behinderten KünstlerInnen ist bestimmt von Mitleid und zugleich von falscher Anerkennung, die nicht die (z.B. künstlerische) Leistung eines Menschen meint, sondern die Tatsache, daß jemand „trotz" Behinderung so etwas fertigbringt. So stellt die öffentliche Wahrnehmung jede künstlerische Äußerung von Behinderten von vorneherein in einen therapeutischen Kontext: Kunst als Mittel, um „die Behinderung zu überwinden".

Wie gehen Menschen, die ihre Behinderung durch Kunst nicht „überwinden", sondern mit ihr leben wollen, mit dieser unfreiwilligen Rolle um? Gibt es Möglichkeiten, sich dieser Rollenzuweisung zu entziehen? Kann es so etwas wie eine behinderte Subkultur geben, die es uns ermöglicht, unabhängig von Therapie und Leistungszwang eigene Ausdrucksformen zu entwickeln? Welche Bedingungen müssen dafür geschaffen werden, und wo gibt es solche Ansätze? Welches Verhältnis haben wir, deren erste Erfahrungen mit den sogenannten Kulturtechniken (sei es das „ordentliche" Essen oder der - körperlich - aufrechte Gang) oft genug schmerzhaft und mit Gewalt verbunden waren, heute zu Kultur im weitesten Sinne?

Das sind nur einige der Fragen, die uns bei der Vorbereitung dieses Schwerpunktes kamen. Herausgekommen ist eine Sammlung von unterschiedlichsten Beiträgen. Da zudem einige wichtige Themen dem Sommerloch zum Opfer fielen (etwa Kunst von psychisch Behinderten), gleicht dieser Schwerpunkt eher einem Flickenteppich, der einige Löcher aufweist, aber dafür ziemlich bunt ist. Neben (Selbst-)Darstellungen behinderter „Kulturschaffender" - deren Auswahl natürlich keineswegs repräsentativ ist, sondern streng dem Zufallsprinzip unterliegt - stehen literarische Texte, neben der Beschreibung einzelner kultureller Ausdrucksformen finden sich eher theoretische Beiträge. Diese gehen v.a. der Frage nach, ob es eine behinderte Kultur geben kann und worin diese bestehen könnte. Die Antworten sind so verschieden wie die AutorInnen; gemeinsam ist ihnen allerdings ihre Vorläufigkeit, und das ist dem Thema wohl auch angemessen.

Größer als gewohnt ist diesmal der Anteil von Nachdrucken bereits erschienener Texte. Sie erschienen uns aber als wichtig und interessant genug, auch ein zweites Mal gelesen zu werden. Daneben können wir erfreulicherweise auch mit zwei Vorabdrucken aus Büchern aufwarten, die demnächst erscheinen.

Vielleicht trägt dieser Schwerpunkt ja dazu bei, das nächste Buch, Konzert oder Theaterstück von oder mit Behinderten mit etwas anderen Augen und Ohren zu genießen. In diesem Sinne - viel Spaß!

Der Jongleur

Über Minderheitenkultur und Identität

In der Münchner Fußgängerzone sitzt ein gehbehinderter Mann. Mit seinen Stöcken balanciert er auf artistische Weise Bälle hin und her. Vor sich hat er einen Hut aufgestellt.



Was ist dieser Mann? Einer der unzähligen Straßenkünstler, die hier als Pantomimen, Musiker oder Jongleure ihr Geld verdienen? Oder einer der kaum weniger zahlreichen Armen, die Passanten um Geld bitten, im Volksmund „Bettler"? Er ist beides, Künstler und Bettler zugleich; beide Rollen sind bei ihm nicht eindeutig zu trennen, und zwar deshalb, weil er behindert ist. Gerade diese Verquickung ist es, die viele ZuschauerInnen erkennbar befangen macht und auch mir bei seinem Anblick ein „irgendwie" ungutes Gefühl einflößt. Es ist das gleiche Unbehagen, das ich zuweilen - wenn auch in abgemilderter Form - auch bei „etablierten" behinderten KünstlerInnen empfinde, die ihre Rolle im Kulturbetrieb scheinbar gefunden haben. Auch ein Krüppel, der im Theater oder im Konzertsaal auftritt, bleibt bis zu einen gewissen Grad immer noch beides: Künstler und Almosenempfänger. Das Publikum, die Öffentlichkeit, in der und für die er auftritt, macht ihn dazu; sie will in ihm nicht (jedenfalls nicht nur) den Künstler sehen, sondern den Behinderten, der ungewöhnliches leistet und dafür Anerkennung verdient.

Ich weiß nicht, wie der Jongleur in der Fußgängerzone sich selbst sieht. Mag sein, daß er sich der Ambivalenz seiner Rolle bewußt ist und damit kalkuliert. Vielleicht ist genau das der Grund für mein Unbehagen: Dieser Bettler-Künstler symbolisiert auf geradezu provokante Weise die Doppelrolle, die **wir alle** als Behinderte haben, sobald wir öffentlich auftreten, auch und gerade dann, wenn wir „unsere Sache gut machen". Die Vorstellung einer klaren Trennung zwischen Künstler und Bettler (und den Wunsch, selber auf der richtigen Seite zu stehen), entlarvt er als Fiktion. Mehr als zwei Stöcke, ein paar Bälle und einen Hut braucht er dazu nicht.

Vielleicht ist mir auch deshalb unbehaglich, weil das, was dieser Mann vorführt, im Grunde „Krüppelkultur" im eigentlichen Sinne ist. Er versteckt seine Behinderung nicht, sondern führt sie vor, benutzt sie; etwas daran ist mir peinlich. Mir wäre wohler, wenn er Flöte spielen oder wenigstens „ordentlich" mit den Händen jonglieren würde; dann könnte ich auch akzeptieren, daß er dafür Geld nimmt wie alle anderen auch. Doch er tut nichts davon, sondern er nutzt die (Hilfs-) Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, um das zu machen, was er gut kann: zu jonglieren. Indem er dies öffentlich tut, gibt er sich als behindert zu erkennen und macht es damit den PassantInnen leicht, ihr Weltbild in Ordnung zu halten: Die Münzen im Hut sind nicht für die Bälle, sondern für die Krücken.

Dieser Mann (und mehr noch meine Schwierigkeiten mit ihm) verweist auf die Problematik, eine eigenständige Krüppelkultur nicht nur zu entwickeln, sondern sie in einer Öffentlichkeit zu leben, die den Blick auf's Defizit für keinen Augenblick vergißt.

Subkultur...

Kultur im weiteren Sinne läßt sich als Übereinkunft begreifen über das, was „normal" ist. Kultur ist die Normalität, in der ich mich im Alltag bewege und der ich mich anpasse; diese Anpassung gibt mir das Gefühl, daß ich in meiner Umwelt nicht fremd bin, daß mein Verhalten, mein Aussehen nicht falsch ist, sondern allgemein akzeptiert. Diese normalitätsstiftende Funktion jeder Kultur grenzt aber immer auch Menschen als „unnormal" oder „kulturlos" aus (und stabilisiert damit die herrschende Vorstellung von Normalität): Alle, die anders aussehen, sich anders verhalten, sich nicht anpassen. Viele Minderheiten, die auf diese Weise ausgeschlossen werden, haben es geschafft, eigene Subkulturen zu entwikkeln, die wiederum eine, wenn auch minoritäre, „Normalität" schaffen (und damit wiederum neue AußenseiterInnen produzieren).

Eine solche Subkultur ist in erster Linie Alltagskultur. Sie ist - ebenso wie die Mehrheitskultur - ein Kommunikationssystem, dessen TeilnehmerInnen durch Zeichen ihre Dazugehörigkeit signalisieren und sich gegenseitig ihrer (subkulturellen) „Normalität" immer wieder versichern. Das kann eine bestimmte Körpersprache sein, eine besondere Art zu reden oder sich zu kleiden. Jede (sub-)kulturelle Äußerung braucht ein Gegenüber, das diese Zeichen aufnimmt, reflektiert und weiterentwickelt.

So gesehen, trägt jede Subkultur ihren Namen nur solange zu Recht, wie sie in der Nische, im Ghetto bleibt. Ein sozialer Zusammenhang innerhalb einer ausgegrenzten Gruppe ist überhaupt erst die Voraussetzung für das Entstehen und die Weiterentwicklung einer Subkultur. (Sicher gibt es Subkulturen, die nicht aus gesellschaftlicher Ausgrenzung resultieren. Wer sich aber freiwillig eine solche schafft oder sich ihr anschließt, findet sich meist relativ problemlos auch in der herrschenden Kultur zurecht. Subkultur ist dann keine Überlebensnotwendigkeit, sondern Luxus).

Sobald ich mit meiner subkulturellen „Sprache" (im weitesten Sinn) an die Öffentlichkeit gehe, fehlt mir das Gegenüber, das mich versteht - aus Kommunikation wird Vorführung. Eine solche Vorführung meiner Andersartigkeit kann als demonstrative Selbstbehauptung durchaus ihren Sinn haben. Sie braucht aber als Basis einen subkulturellen Zusammenhang, der mich trägt und in den ich mich jederzeit zurückziehen kann.

Daß es so etwas wie eine selbstbestimmte und unverwechselbare behinderte Kultur lediglich in Ansätzen gibt, hat seinen Grund sicherlich auch im weitgehenden Fehlen von solchen eigenen Zusammenhängen, von (relativ) autonomen Orten. Sicher haben wir keinen Mangel an Ghettoerfahrung, und „zurück in die Anstalt" kann kaum ernsthaft Ziel emanzipatorischer Behindertenpolitik sein. Im übrigen ist das Behindertenheim bekanntlich alles andere als ein autonomer Ort, sondern Schauplatz einer besonders wirkungsvollen Normanpassung.

Die Art und Weise dieser Normanpassung scheint mir eine Erfahrung zu sein, die uns von vielen anderen Randgruppen

grundlegend unterscheidet und auch die Entwicklung unserer kulturellen Möglichkeiten beeinflußt: Behinderte werden - zumindest seit Beginn des Therapie- und Frühförderungsbooms - nicht einfach ausgesperrt und „links liegengelassen", sondern bis zum Überdruß „gefördert", therapiert, normalisiert. Vielen von uns wurde von Kindesbeinen an (Norm-) Kultur nicht vorenthalten, sondern in therapeutischer Absicht im Übermaß eingeflößt.

Auch dort, wo Menschen mit Behinderungen sich kulturell betätigen, sind in der Regel Nichtbehinderte von Anfang an daran beteiligt, oft in tragender Funktion. Durch unsere Abhängigkeit von Hilfe sind wir kaum in der Lage, in unserer Lebenswelt - und damit in unseren alltagskulturellen Ausdrucksformen - tatsächliche Autonomie zu entwickeln. (Dort, wo sich tatsächlich eine eigene Kultur entwickelt hat, etwa die Gebärdensprache, ist sie auf einzelne Gruppen von Behinderten beschränkt - immerhin gibt es sie aber. Die Tatsache ihrer jahrzehntelangen Unterdrückung zeigt aber auch, mit welcher Repression eine subkulturelle Ausdrucksform rechnen muß, die sich der Mehrheitskultur konsequent verweigert. Sie ist nicht kontrollierbar und erscheint daher als potentiell subversiv).

... und Sonderkultur

Wenn also eine tatsächlich unabhängige behinderte Subkultur weitgegend fehlt, dann hat das auch Auswirkungen auf die Bedingungen, unter denen behinderte KünstlerInnen (und „Kunst" muß es schon sein, damit sich das nichtbehinderte Publikum dafür interessiert) öffentlich auftreten. Kunst von Behinderten wurde in der Regel von einzelnen erarbeitet (oder in kleinen Gruppen, und oft zusammen mit Nichtbehinderten) und erscheint als individuelle Leistung. Dies entspricht spiegelbildlich der Vorstellung von Behinderung als individuellem Defizit. Diese Vereinzelung macht es nochmals schwerer, sich den Gesetzen des Kulturmarktes zu entziehen und sich gegen Rollenzuweisungen zur Wehr zu setzen.

Wer sich als Mensch mit Behinderung öffentlich als KünstlerIn präsentiert, bewegt sich in einem Rahmen, in dem die Dominanzkultur bestimmt, was als künstlerische Leistung zu gelten hat. Dieser Maßstab orientiert sich an der vorschriftsmäßigen Ausstattung mit allen Gliedmaßen, motorischen Fähigkeiten etc. Behinderte KünstlerInnen befinden sich also in einer Situation, in der andere zunächst einmal alles „besser" können. Sie stehen vor der Alternative, entweder mindestens ebenso „gut" zu sein wie ihre nichtbehinderten KollegInnen, um die Behinderung vergessen zu machen, oder sich erneut in einer Sonderkultur wiederzufinden. Da der Begriff einer „Behindertenkultur" nur Sinn macht, wenn sich die AkteurInnen in irgendeiner Form auf ihre Behinderung beziehen (und nicht nur „zufällig" behindert sind), ist sie unter diesen Bedingungen per se Sonderkultur.



Diese Sonderkultur hat mit einer Subkultur im eigentlichen Sinn wenig zu tun. Sie unterliegt voll und ganz den von der Dominanzkultur definierten Normen für das, was „gut" und „richtig" ist, sie ist eine abgeteilte Ecke für diejenigen, die es eben „nicht so gut können". Der Blick der Öffentlichkeit auf diese Sonderkultur ist immer ein therapeutischer: Egal was ich mache, es ist entweder der Nachweis für eine erfolgreiche Anpassung an mehrheitskulturelle Normen, oder - wenn ich diese Normen nicht erfülle oder mich ihnen verweigere - die Bestätigung des Defizits. Der eingangs erwähnte Jongleur beispielsweise „kann es eben nicht besser", d.h. so wie ein „richtiger" Artist.

Es ist uns bis heute nicht gelungen, Maßstäbe zu entwickeln, die unseren Möglichkeiten entsprechen (und deshalb sehr vielfältig sein müssen) und diese auch als gleichwertig durchzusetzen. Denn solange behinderte Kultur therapeutische Sonderkultur ist, werden auch veränderte Maßstäbe lediglich als Nachweis dafür dienen, daß es sich hier um Kultur minderer Qualität handelt.

Andere kulturelle Normen lassen sich aber nur dann durchsetzen, wenn es uns gelingt, sie in unserem Alltag so selbstverständlich zu leben, daß sie nicht ignoriert werden können. Was fehlt, sind also Orte, an denen wir nicht täglich darum kämpfen müssen, so sein zu dürfen, wie wir sind; die so etwas wie eine „behinderte Normalität", sprich: Kultur ermöglichen. (Dazu gehört z.B. auch, daß die Rollen von Vorführenden und Publikum immer wieder wechseln, daß Kunst immer Kunst von allen für alle ist...eine Utopie?).

Kultur und Identität: Vorsicht Falle!

Dennoch bleibt es notwendig, den Begriff der „kulturellen Identität" (auch der subkulturellen) infrage zu stellen. Einen Menschen auf eine kollektive (ethnische, kulturelle, sexuelle...) Identität festzulegen, bedeutet immer, die Vielfalt seiner Persönlichkeit zu negieren und ihn auf wenige Merkmale zu reduzieren. Dies ist dann erst recht problematisch, wenn sich diese „Identität" auf eine Gruppe bezieht, die von der Mehrheitsgesellschaft definiert wird. Niemand hat sich aus freien Stücken entschieden, behindert zu sein; es wurde uns so lange erklärt, daß wir es seien, bis wir es selber glaubten. Sich positiv auf eine Unterteilung zu beziehen, die von anderen vorgenommen wurde, ist immer Notwehr. Möglicherweise ist sie aber ohne Alternative in einer Gesellschaft, die Minderheiten elementare Rechte vorenthält - wenn dabei nicht vergessen wird, diese Stigmatisierung immer wieder infrage zu stellen.

Zum anderen ist die Vorstellung einer kulturellen Verschiedenheit schon immer ein bequemes Mittel der Ausgrenzung gewesen, weil sie es erlaubt, das Verhalten von (v.a. „fremden", d.h. abweichenden) Menschen nicht nach Gründen zu befragen, sondern aus ihrer „Kultur" zu erklären. Diese „fremde Kultur" dient als Chiffre für alles, was am Anderen Angst macht und damit letztlich als Legitimation dafür, mit ihm nichts zu tun haben zu wollen. (Im übrigen gibt es auch eine linksliberale, „multikulturelle" Spielart dieses kulturellen Rassismus, die sich lediglich in den politischen Forderungen unterscheidet. In jedem Fall erscheint der einzelne Mensch nicht als Individuum mit eigenen Gedanken, Wünschen oder Ängsten, sondern primär als Produkt „seiner Kultur", die sein Denken und Handeln bestimmen soll).

Eine kulturelle Identität als Krüppel ist daher für mich nur als eine politische denkbar, in der ich mich nicht als „anders" und erst recht nicht als Defizitwesen definiere, sondern als Mensch, der - zusammen mit vielen anderen - durch gesellschaftliche Normen diskriminiert wird. Kulturelle Identität würde dann bedeuten, daß ich mir der normierenden Funktion (je-)der herrschenden Kultur bewußt werde und die Normen, die mich (und andere) einschränken, bewußt mißachte - politisch wie in meinem persönlichen Alltag.

Das könnte zum Beispiel heißen, dem Jongleur in der Fußgängerzone mit Vergnügen zuzusehen, und ihm vielleicht zwei Mark in den Hut zu werfen - weil mir seine Show gefällt.

THOMAS SCHMIDT, MÜNCHEN

KrüppelInnen-Sein als Lebens-Kunst

Volker van der Locht untersucht die Wechselbeziehung zwischen herrschender und abweichender Kultur. Er kommt zu dem Ergebnis, daß eine eigenständige behinderte Kultur nur als Widerstandskultur vorstellbar ist; nicht autonom von der Mehrheitskultur, aber deren Normen zurückweisend.

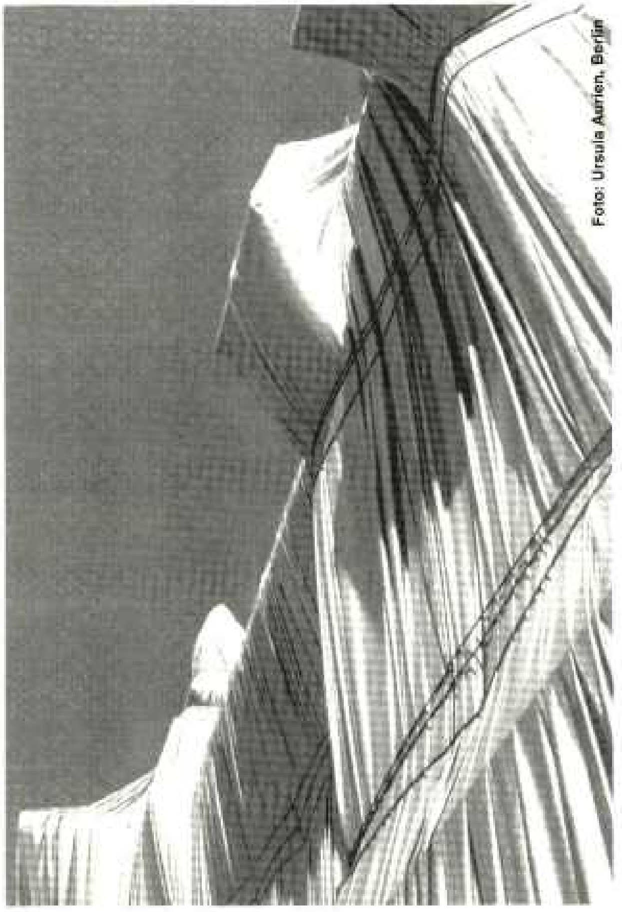


Foto: Ursula Aurien, Berlin

Krüppel, Kunst und Kultur ist ein weites Feld voller Fragen und Unklarheiten. Das fängt schon bei der begrifflichen Eingrenzung an. Was verstehen wir unter Kunst und Kultur? Allgemein wird unter Kultur heute der „Kulturbetrieb" von Museen, Theatern, Opernbühnen und die Literatur und Malerei verstanden. So gesehen umfaßt das angesprochene Thema Krüppel und Kunst entweder ihre Darstellung in der Kunst oder ihr Wirken als MusikerInnen, MalerInnen und und und...

Das Verständnis von Ackerbau-Kultur einmal beiseite gelassen, umfaßt Kultur aber auch in einem weiteren Sinne unsere Gesellschaft als Zivilisation im Ganzen wie die Kulturnation, den kultivierten Menschen oder das kultivierte Leben. Gerade diese „Kultiviertheit" war aber ein Ausgangspunkt der emanzipatorischen Krüppel- und Behindertenbewegung, als die selbstorganisierten Gruppen begannen, sich gegen die Rehabilitations- und Therapieeinrichtungen zu wehren, da deren Aufgabe darin bestand und besteht, uns die vorherrschenden Kulturtechniken des „Sauber Essens und Trinken", des „Sich ordentlich Kleidens" nahezubringen. Aus dieser Perspektive kann mensch das Thema als Summe der vielfältigen politischen und sozialen Aktionen behinderter Menschen gegen den Normierungsdruck gesellschaftlicher Institutionen verstehen, die unsere Gegenkultur prägen. Um das Wechselverhältnis zwischen Krüppel, Kunst und Kultur zu begreifen, müssen wir also die gesellschaftlichen Hintergründe von Kunst, Kultur und ihre Wirkungen auf Krüppel berücksichtigen. Meine These dabei lautet, daß ohne die herrschende Kultur von Ausgrenzung und Diskriminierung Behinderter eine Kultur von unten nicht möglich gewesen wäre.

Kulturtechniken

Michel Foucault hat beschrieben, wie sich das Bürgertum im Laufe des 19. Jahrhunderts einen eigenen Körper gegeben hat. Dieser Körper beinhaltete eine eigene Sexualität im Sinne einer Bevölkerungsvermehrung. Dadurch wurden Formen sexueller Lust wie beispielsweise Homosexualität diskreditiert, da sie nicht dem Zeugen und Gebären von Kindern dienten. Darüber hinaus beinhaltete dieser „bürgerliche Körper" ein spezifisches Verständnis von Wohlgeformtheit und Funktionalität, damit er auch den spezifischen Leistungsanforderungen einer kapitalistischen Arbeitsgesellschaft genügen konnte.

Diese Körper wurden nicht bruchlos hergestellt. Insbesondere in den sogenannten Unterschichten mußte die Normalitätsvorstellung von sittlichem und arbeitsamem Lebenswandel erst in einem längeren Zeitraum durchgesetzt werden. Dabei spielten besonders die modernen Wissenschaften der Pädagogik und Medizin eine entscheidende Rolle. Oder: „Das Normale etabliert sich als Zwangsprinzip im Unterricht zusammen mit der Einführung einer standardisierten Erziehung und der Errichtung der Normalschulen; es etabliert sich in dem Bemühen, ein einheitliches Korpus der Medizin und eine durchgängige Spitalversorgung der Nation zu schaffen, womit allgemeine Gesundheitsnormen durchgesetzt werden sollen" Oder anders ausgedrückt: „In den Unterrichtsanstalten hatte man die Geeignetheit eines jeden zu bestimmen, sein Niveau und seine Fertigkeiten festzustellen sowie ihre mögliche Nutzbarmachung anzugeben."

Parallel zur Herausbildung bürgerlicher Normen fand eine Differenzierung und Hierarchisierung der Menschen statt. So fand etwa im Rahmen der Schule eine Qualifizierung der Verhaltensweisen statt, die zum Beispiel gute und schlechte Schüler differenziert nach einer Skala von Bewertungsnoten klassifizierte. Es wird verständlich, wie, auf der einen Seite mit der Herstellung des leistungsstarken „Normal"-Menschen, auf der anderen Seite die Abweichenden, die Kranken, die Schwachen, die Verhaltensauffälligen und die Behinderten definiert wurden. Diese blieben jedoch nicht sich selbst überlassen, sondern sie wurden einem gesonderten Disziplinierungsregime in diversen Sondereinrichtungen unterworfen. In diesen Asylen, Behinderteneinrichtungen, Reha-Kliniken wurde von den Pädagogen und Medizinern für jede der unterschiedenen Gruppen von Abweichenden ein ihrem Niveau angepaßter Leistungskatalog entwickelt.

Nicht unwesentlich trägt bis heute die Erfüllung der geforderten Leistungsstandards dazu bei, inwieweit Kranke oder Behinderte gesellschaftlich integriert werden. Haben wir eine akzeptierte berufliche Ausbildung, können wir auch im Rahmen des „normalen" Arbeitslebens tätig werden; auch wenn es im Vergleich zu nichtbehinderten Bewerbern um einen Arbeitsplatz für uns ungleich schwerer ist. Am Ende dieser Bewertungsskala stehen dann die Schwerstbehinderten, die, wenn auch nicht arbeitsfähig, zumindest solchen Normen bürgerlicher Hygie-

ne entsprechen müssen: sich reinhalten, sauber essen. Falls selbst das aufgrund der Behinderung nicht gelingt, wird sowieso in den Pflegeasylen über sie verfügt. Sie werden gewaschen, gefüttert etc., ohne Möglichkeit, eigene Formen der Lebensgestaltung üben zu können. Insofern entsprechen auch die oben angesprochenen Kulturtechniken der Behindertenpädagogik und Rehabilitation der herrschenden Leistungskultur.

Gegenkultur

Allerdings blieb diese Kultur von oben nicht unwidersprochen. Wie bereits Michel Foucault am Beispiel der Homosexuellen beschrieben hat, erzeugt die Definition des Abweichenden auch unter den Betroffenen einen Gegendiskurs. „Als dann in der Psychiatrie, in der Jurisprudenz, auch in der Literatur des 19. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Diskursen über die Arten und Unarten der Homosexualität, der Widernatürlichkeit, der Päderastie, des `psychischen Hermaphrodismus' aus dem Boden schossen, hat das gewiß zu einem Vormarsch der Kontrollen auf jenem Gebiet der `Perversitäten' geführt; es hat aber auch die Konstitution eines Gegen-Diskurses ermöglicht: Die Homosexualität hat begonnen, von sich selber zu sprechen, auf ihre Rechtmäßigkeit oder auf ihre `Natürlichkeit' zu pochen - und dies häufig in den Kategorien, mit denen sie medizinisch klassifiziert wurde."

Der gleiche Mechanismus ist auch unter Behinderten wirksam gewesen. Mensch denke nur an die unterschiedlichen Selbsthilfeverbände wie „Deutsche Retinitis Pigmentosa Vereinigung". Die medizinische Definition von Krankheit und Behinderung prägt entscheidend das Selbstverständnis der Betroffenen. Dies gilt in gewisser Weise auch für das gegenkulturelle Milieu der Krüppel-Szene. Denn der durch die dominierende behindertenfeindliche Kultur negativ besetzte Begriff des „Krüppels" wurde ins Positive gewendet, womit wir nicht nur das vorhandene Herrschaftsverhältnis offenlegen, sondern auch wie Foucaults Homosexuelle auf unsere rechtmäßige Existenz pochen.

Das heißt, herrschende Kultur und Gegenkultur sind nicht bloße Gegensätze, wo auf der einen Seite die Kultur der Unterdrücker und auf der anderen Seite die der Unterdrückten steht. Vielmehr existiert zwischen beiden Polen ein unmittelbares Wechselverhältnis, bei der die eine Seite ohne die andere nicht möglich ist.

Kann unter solchen Umständen überhaupt eine Kultur des Widerstandes entstehen? Bleibt unter solchen Bedingungen subkultureller Ausdruck nicht immer abhängig von der herrschenden Definitionsmacht? Dies trifft sicher zum Teil zu, aber auf der anderen Seite gilt auch: „Die Widerstände rühren nicht von irgendwelchen ganz anderen Prinzipien her, aber ebensowenig sind sie bloß trügerische Hoffnung und notwendig gebrochenes Versprechen. Sie sind in den Machtbeziehungen die andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber".

Krüppel, Kunst und Kultur

Das Beziehungsgeflecht zwischen Herrschern und Beherrschten, verbunden mit dem „nicht wegzudenkenden Gegenüber" innerhalb des Machtfeldes gilt nicht nur in dem weiten Feld der Kultur als gesellschaftlicher Zivilisation, sondern auch im engeren Bereich der Kunst. Sicher sind unsere kulturellen Aktivitäten mit zunehmender Bekanntheit der Gefahr ausgesetzt, vom Kulturbetrieb vereinnahmt zu werden. Denn auch Krüppel-Kunst unterliegt gerade in der real existierenden Konsumgesellschaft der bloßen Verwertung als Genußobjekt, oder mit Günther Anders' Worten ausgedrückt: „Wenn das Konzertpublikum Schillers und Beethovens leidenschaftliche Behauptung, daß 'alle Menschen' Brüder werden, frenetisch beklatscht, dann will es damit nicht etwa seine effektive Bereitschaft kundtun, sofort die Verhungernden in der Sahelzone oder die Gefolterten in Argentinien brüderlich zu umschlingen, so brüderlich wie die besungenen 'Millionen'. Damit würde es ja Kultur bereits politisieren, die gute Absicht (...), die würde die Beethovensymphonie stören; die Moral würde die Kunst besudeln. Die Konzertbesucher fraternisieren vielmehr nur 'irgendwie', nur so dürfen (sollen oder wollen) sie fraternisieren, und das bedeutet wiederum: unverbindlich, konsequenzlos, risikolos und - genußreich."

Es wird verständlich, daß auch Kunst von behinderten Menschen zum Genußobjekt begieriger Kulturkonsumenten werden kann. Das schließt aber den widerständigen Aspekt nicht aus. Denn die aus der Krüppel-Kultur entwickelte Musik, Malerei, Literatur bringt neben dem Spaß unser Lebensgefühl zum Ausdruck. Spitzt unsere Wut auf diskriminierende Verhältnisse zu. Sie stiftet also auch kollektive Identitäten und gibt die Kraft, Widerstände in den Kraftfeldern der Macht zu entwickeln.

Kunst meint aber mehr, als nur das künstlerisch Tätigsein. Denn „ars", das lateinische Wort für Kunst, beinhaltete in seiner ursprünglichen Bedeutung nicht nur den heute darunter verstandenen künstlerischen Bereich, sondern weitergehend Geschick(-lichkeit), Handfertigkeit, oder auch Handwerk und Gewerbe. Kunst bedeutete demnach auch schöpferische und kreative Tätigkeit im Bereich der Produktion, und Handwerk wurde als Kunst-Handwerk verstanden. Daß behinderte Menschen vor dem Hintergrund dieses Kunst-Verständnisses ausgegrenzt wurden, ist nachvollziehbar. Bildet doch ein Bild vom „Krüppel" als „Mangel"-Wesen kaum die Möglichkeit für die Betroffenen, daß ihre kreative Arbeit als Kunst in des Wortes ursprünglicher Bedeutung akzeptiert wurde.

Dies führt zurück zur Kultur als Gesamtheit geistiger Lebensäußerungen einer Gemeinschaft, deren beschriebene Anpassung an die Kulturtechniken der Kunst als kreativem Handeln zuwiderläuft. Denn mit der Einübung von disziplinierten Verhaltensnormen in den Sondereinrichtungen wurden zugleich teils vorhandene eigenständige Lebensformen von Behinderten, die nicht in Institutionen lebten, begradigt. War und ist es nicht auch ein Erziehungsziel der Behindertenwerkstätten, um ein Beispiel zu nennen, bei den Betroffenen die monotonen Arbeitstechniken industrieller Produktion einzuüben, die genau das Gegenteil der im alten Kunstbegriff enthaltenen Geschicklichkeit darstellte?

Die Unterscheidung von Kunst und Kultur verweist aber auch auf das Künstlerische der Gegenkultur. Machen wir uns nicht gerade durch das Infragestellen „normierender Sanktionen" (Foucault) in den Behinderten-Institutionen, durch die Kreativität im Bemühen um die Entwicklung von behindertengerechten Alternativen und durch die Phantasie, jenseits schematischer Vorstellungen irgendwelcher Sozialarbeiter im Alltag zurechtzukommen, zu Kunstschaffenden in eigener Sache - eben zu LebenskünstlerInnen?

VOLKER VAN DER LOCHT, ESSEN

Literatur:

M. Foucault: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt/M. 6. Aufl. 1992, S. 149

M. Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M. 1994, S. 237

Ebd. S. 244

Ebd. S. 233

M. Foucault: Der Wille zum Wissen. S. 123

Ebd. S. 117

G. Anders: Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur. München 1993, S. XX



Georg Paulmichl

Der Dichter Georg Paulmichl, geboren 1960 in Schlanders, gilt als „geistig behindert". Er lebt in Prad im oberen Vinschgau (Südtirol) und arbeitet in der dortigen Behindertenwerkstatt. Seit den 80er Jahren schreibt und malt er. Bisher sind von ihm zwei Gedichtbände im Haymon-Verlag, Innsbruck erschienen: „Verkürzte Landschaft" und „Ins Leben gestemmt".

Altersheim

Menschen im hohen Alter brauchen einen Abstellraum. Ein Heim zur Entsorgung der Altersnöte braucht es in jedem Dorf. Im Alter haben manche keine Begabung mehr zum Leben. Die Augen werden trüb und und der Verstand erlischt auf der Lebensdurststrecke. Im Altersheim ist die Stille unheimlich. Kein Laut erschallt mehr aus den Mündern. Krankenschwestern trocknen müde Glieder weich. Im Alter ist das Leben nur mehr ein mühsamer Anblick. Die Schwester Oberin sorgt dafür, daß die alten Leute nicht den Dienstplan überschreiten. Der Heimkoch siedet weiche Speisen für zahnlose Menschen. Das Altenpersonal bezieht rund um die Uhr ihre Dienststellung. Die Langeweile hängt lang und breit in den Krankenbetten. Manchmal steht der Tod vorzeitig an der Schwelle.

(Mit freundlicher Genehmigung des Verlags)

Almabtrieb

Auch die Kühe brauchen einmal im Jahr einen Ferieneinsatz. das Leben im Stall stinkt, und die Ketten halten den Bewegungsablauf umschlungen. Die Almluft bringt neuen Schwung in die Kuhglocken. Die Kühe beißen ins Gras, bis der Winter seine Anmahnung übersendet. Schellengetriebe und Kuhgebammel läuten zum Abtrieb. Jede Kuh wird schnell noch gestriegelt, blankiert und porentief rein gemacht. Das eleganteste Vieh bekommt einen Kranz übergezogen. Kuhklauen trampeln mächtig talabwärts. Hirten müssen aufpassen, daß die Kühe nicht die Skilifte abnagen. Mit Jauchzen stauen die Hirten über die Talverlockungen. Im Stall warten wieder die Ketten. Die Milchquoten geben schäumend ihren Preiswert an. Nun gibt es Butter und Käse für den langen Winterhunger.

Lebenshilfe

Die Lebenshilfe feiert heuer das vieljährige Beistandsjubiläum. Das Komitee zur Erhaltung der Ämter hat die Lebenshilfe gegründet. Die Lebenshilfe hilft und rettet aus tiefsten Nöten. Alle Behinderten dürfen nicht selbständige Wege bahnen. Ohne Hilfe kommt keiner in den Himmel. Ausflüge und Grillpartys bringen den Menschen die Umsorgung nahe. Die Politiker tragen den Grundsatz zur Lebenshilfe bei. Die Lebenshilfe ist eine Reinerlösungsorganisation für die Behindertenwerkstätten. Auf der Jahresversammlung werden die Spendengelder von den Mitgliedern gesteigert. Die Gelder sorgen dafür, daß den Behinderten das Mittagessen gratis schmeckt. Der Präsident muß die Beiträge steuern. Manchmal besucht die Lebenshilfe einen Kurs zur Erhöhung der Denkweise. Die Lebenshilfe ist auch für die Behinderten da. Manche Behinderte kommen immer zu spät zum Bus. In Südtirol gibt es die Lebenshilfe, die stille Hilfe, die Sterbehilfe und die Unfallhilfe.

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN:
'krüppeltopia' e.V. -
Verein zur Förderung der Emanzipation Behinderter, Mombachstr. 17, 34127 Kassel, Tel.: 0561 / 8 45 78

RESSORTS & REDAKTIONSADRESSEN
- *Magazin:* Redaktion Berlin, Ursula Aurien, Barbarossastr. 24, 10779 Berlin, Tel.: 030 / 2 18 43 76
- *Abo & Vertrieb:* Redaktion Kassel, Jörg Fretter, Mombachstraße 17, 34127 Kassel, Tel.: 0561 / 8 45 78, Fax: 0561 / 89 65 32, e.mail: J.FRETTER@ASCO.NEV.sub.de
- *Dates:* Redaktion Kassel, Ulrike Lux, Wilhelmshöher Allee 24, 34117 Kassel, Tel.: 0561 / 77 69 15
- Anzeigen: Redaktion Kassel, Christof Rill, Weidstücker Str. 9, 34127 Kassel, Tel.: 0561 / 84355
- Redaktion München, Thomas Schmidt, Planeggerstr. 10, 81241 München, Tel.: 089 / 88 88 598
- Aktuelles: Redaktion Bielefeld, Julia Ney, Kreuzberger Straße 13, 33619 Bielefeld
- Redaktion Essen, Volker van der Locht, Virchowstr. 36, 45147 Essen, Tel.: 0201/74 07 00
- Redaktion Mannheim, Martin Seidler, Am Weingarten 2, 68169 Mannheim, Tel.: 0621 / 30 49 54

STÄNDIGE MITARBEITERINNEN:
Ursula Aurien (Berlin), Ulrike Lux (Kassel), Volker van der Locht (Essen), Thomas Schmidt (München) **V.i.S.d.P.**, Martin Seidler (Mannheim), Julia Ney (Bielefeld), Jörg Fretter (Kassel), Christof Rill (Kassel), Ralf Datzer (Kassel),

Die **CASSETTENAUSGABE** der randschau wird betreut durch Valeska Wnuck, Brentanostraße 50, 34125 Kassel
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Wir freuen uns natürlich über unverlangt eingesandte Beiträge und Infos. Um uns die Bearbeitung auf dem PC zu erleichtern, nehmen wir am liebsten Texte, die unformatiert auf WORD (alle Versionen) geschrieben wurden. Als Speichermedien bitte nur 3,5" und 5,25" Disketten verwenden.

ABO PREISE: Preis für 4 Ausgaben 25,- DM / Ausland 35,- DM / auf Cassette 30,- DM / Cassette & Schwarzschrift 40,- DM / Einzelpreis 7,- DM & 2,- DM Porto/Verpackung

BANKVERBINDUNG: Stadtsparkasse Kassel (BLZ: 520 501 51) Konto-Nr.: 1009 422 Stichwort "krüppeltopia" e.V./die randschau

ERSCHEINUNGSWEISE: vierteljährlich **AUFLAGE:** 2.500 **TITELFOTO:** Ursula Aurien, Berlin
SATZ: LaserPrint, Elfbuchenstr. 5, Kassel **DRUCK:** COPY-Team, Holländische Str. 36-38, Kassel

VERSINNLICHEN



Foto: Lothar Sandfort, Trebel

Allein das Wort übt eine magische, erotische Anziehungskraft auf mich aus: Versinnlichen! Gedehnt gesprochen, gehaucht ein wenig und den Imperativ im Nachklang. Das erzeugt eine Spannung in meinen Gelenken und zugleich in meiner Seele den Wunsch nach einem ruhigen Raum für die Muse und mich.

Meine Kunst ist nicht gebildet. Kunstakademien, selbst Bücher zu kunstschaffenden Techniken und Traditionen sind mir fremd. Meine Kunst entsteht einfach in einem Akt narzistischer Befriedigung. In meinen jungen Jahren bei den GRÜNEN begegnete ich einige Male Joseph Beuys. Ich bin ihm aufgefallen, weil ich Rollstuhlfahrer bin, er hat mich inspiriert. Erregt hat er mich - allein dadurch, daß ich begann, mich als kulturschaffend und als kreativ zu begreifen - als Künstler. Jede und jeder sei das, sagte Beuys.

Mein Wunsch nach eigener Poesie entstammt wohl einem Mangel. In meiner politischen Arbeit habe ich zulange argumentiert, informiert, propagiert. Das "Bleiben-sie-sachlich" in Diskussionen wurde zur Pflicht. Poesie dagegen ist unsachlich.

Meine politische Aufklärung gestalte ich mehr und mehr poetisch. Auch meine psychologische Beratung empfinde ich als künstlerischen Akt. Gemeinsam mit der oder dem Ratsuchenden suche ich die Gestalt der jeweiligen Persönlichkeit. Lebens-Geschichten, Erfahrungen, Gefühlserleben, Phantasien, Hemmungen, Aggressionen, in solchen Phänomenen drückt sich - meist unbewußt - je eine wunder-volle Gestalt der Persönlichkeit mit all ihrer Leidenschaft aus. Die zu erspüren, zu bemerken, wahrnehmbar zu machen, die zu versinnlichen, den Sinnen der Ratsuchenden zuzuführen, das ist die Kunst. Die Seele gibt uns Zeichen, sie verändert sich im Ausdruck. Wenn wir ihre Entwicklung merklich machen, spürbar, deutlich, erlebbar, dann kann sie therapeutisch beeinflußt werden.

"Merken" bedeutet ursprünglich "Zeichen". Merk-würdig-keiten, an-merken, auf-merken, be-merken, ver-merken, darum geht es mir, aufmerksam-sein.

Auch meine politische Arbeit versuche ich mehr und mehr zu verunsachlichen. Die bedeutenden Kunstwerke der Behindertenbewegung, etwa Franz Christophs "Präsidentenschläge" oder die Verleihungen der goldenen Krücken, das waren symbolhafte, verdichtete, zugespitzte Kunstwerke. Sie zielen nicht so sehr auf den Verstand, mehr auf die Gefühle. In meinem Buch "Esmeralde, ich liebe dich nicht mehr" wollte ich Analyse und Aufklärung mit Poesie verbinden. In meine Geschichten sollen andere treffen, sich brechen und brechen lassen, wie es ein Prisma schafft mit dem Licht. Gebrauchspoesie.

Den Auftrag zu einem Referat beim "Open-Ohr-Festival 1995" in Mainz wandelte ich in eine "Soziale Installation". Das Konzept dazu ist in dieser "randschau" abgedruckt. Beim Kongreß "Behinderte Liebe" umzingelte ich die Gruppe heterosexueller Männer mit sechs Aktfotos nichtbehinderter Männer, die sich je gegenseitig spiegelten. Von ihnen ging ein Spinnennetz aus, in dem die Gruppe saß. Bei einer Kunstaktion 1996 im Wendland will ich mich beteiligen mit einer Installation, deren Konzept auch schon vorliegt.

Das Besondere an sozialen Installationen liegt darin, daß Menschen in sie einbezogen werden. Das Kunstwerk soll nicht nur die Betrachter beeindrucken im Sinne von bewegen, verändern. Die Betrachtenden sind Teile des Kunstwerkes. Die Installation wird damit eine ständig sich verändernde, sie wird in ihrer Wirkung noch unberechenbarer. Eigentlich ist das gut. Wenn ich aber mit dem Entwurf eine konkrete Absicht verfolge, kann ich auch umso eher bestraft werden.

Beim "Open-Ohr" in Mainz harmonierten meine Interessen und die der Besucher/innen. Beim Kongreß "Behinderte Liebe" wollten die behinderten Männer voneinander hören, wie sie denn überhaupt eine Beziehung kriegen können. Ihre sexuellen Fähigkeiten und Schwierigkeiten waren für sie nachranging und die Konkurrenz mit dem Ideal für sie zuweit weg. Also blieb die Installation im Hintergrund, und es ging um Kontakte.

Aber Spaß hat mir die Installation dennoch gemacht. Davon will ich mehr. Was mein Wunsch nach Versinnlichung mit meiner Behinderung zu tun hat, das weiß ich nicht genau:

"Sinn" bedeutete ursprünglich "gehen"!
Lange Jahre habe ich nach dem Sinn meines Unfalles gefragt!
Große Flächen meines taktilen Sinnes sind mir verloren gegangen!
Kurze Zeit nach meinem Unfall zweifelte ich daran, noch sinnlich sein zu können!
Sachliche Behindertenpolitik prickelt immer weniger!
Vielleicht von jedem etwas.

LOTHAR SANDFORT, TREBEL

Open-Ohr

Liebe, Lust und Leidenschaft

In kaum einem anderen Lebensbereich läuft Kommunikation zwischen Menschen so sehr über nonverbale Rituale wie beim Flirt, beim Anmachen, bei Zärtlich-keiten, beim Sex. Der Blick, eine Berührung, die Körpersprache allgemein sprechen Bände - bevor ein Wort zur Sache kommt.

Wir Behinderten haben oft einen anderen Blick, andere Bewegungen und eine andere Sprache unseres Körpers. Die kulturell geprägten und vermittelten Rituale fallen aus. Zusätzlich erschweren Vorurteile und gesellschaftliche Mißachtung Liebe, Lust und Leidenschaft behinderter Menschen.

Attraktiv zu sein, wird für Behinderte immer schwerer. Unter dem Einfluß von Medien und Werbung bekommt die optische Erscheinung immer größeres Gewicht. Nur der perfekte Mensch erscheint begehrenswert. Der Partner bzw. die Partnerin werden immer mehr zum Schmuckstück der eigenen Persönlichkeit. Wir Behinderten sind keine Freunde und Freundinnen zum Vorzeigen. Eine Beziehung zu uns ist stets eine besondere. Aber eine "behinderte Liebe" gibt es nicht. WIR sind behindert. Liebe, Lust und Leidenschaft aber sind - oder sind nicht.

Das Thema soll anhand einer Kunstaktion behandelt werden. Alle Teilnehmen-den werden mit ihren Phantasien einbezogen. Damit redet niemand abstrakt über behinderte Liebe, sondern von sich selbst. Die Diskussion vermeidet so Oberflächlichkeit, Voyeurismus und Lamentieren über die nichtbehinderte Gesellschaft. Ziel dieses Happenings (Improvisationen sind möglich) ist ein Aha-Effekt: "Für alles, was nicht möglich ist, gibt es etwas anderes! Liebe mit Behinderten ist anders und dennoch schön!". Die eigenen Vorurteile können bei der Aktion zwar verschwiegen werden, sie werden aber bewußt.

Szenario:

Das Veranstaltungsgelände wird mit Stacheldraht umzäunt, der mit roten Rosen versehen wird. Es bleibt ein schmaler Eingang. Rechts und links vom Eingang stehen zwei Großfotos mit Barbie und Ken. Alle, die die Installation verlassen wollen, müssen daran vorbei.

An Stellwänden werden 6 großformatige Fotos befestigt zu den Themen: Flirt, Zärtlichkeit, Sex. Die Fotos zeigen je eine Frau oder einen Mann mit unterschiedlichen Behinderungen. Sie werden mit (falschen) Namen untertitelt.

Alle Teilnehmenden äußern anonym und schriftlich ihre Phantasien auf folgende Fragen:

Was mögen Sie beim Flirten, was Thorsten/Svenja vermutlich nicht kann?


Foto: Lothar Sandfort, Trebel

Was müßte er/sie tun, um Sie statt dessen anzumachen?

Welche Geste der Zärtlichkeit mögen Sie, die Jan/Maria vermutlich nicht kann?

Was könnte er/sie statt dessen tun?

Was glauben Sie, klappt mit Jens/Janin nicht so gut im Bett?

Was fänden Sie statt dessen total erotisch?

Die Teilnehmenden gehen zwischen den Bildern der Personen ihres bevorzugten Partnergeschlechtes umher und lassen ihren Phantasien (hoffentlich) freien Lauf.

Weinflaschen werden zu einem Haufen zusammengelegt, Korken darüber verstreut. Die ausgefüllten Fragebogen stekken die Teilnehmenden in die Flaschen und korken diese zu. Eine rustikale Kiste nimmt die Flaschenpost auf.

Im Anschluß nehme ich einzelne Flaschen aus der Kiste, zerschlage die Flaschen und erhalte so zufällig ausgewählte Antworten. Von diesen Antworten ausgehend wird Stellung genommen - immer im Dialog mit dem Auditorium.

Konzept zur Aktion "Wunde.r.punkte" des ISBB

Das ISBB e.V. will sich 1996 an der "Kulturellen Landpartie", den "Wunde.r.punkten" (oder wie die Aktion auch immer heißen wird) mit einer Installation beteiligen.

Behinderung als Verletzung der Norm und die Überwindung dieser Verletzung durch eine neue Persönlichkeit sollen folgendermaßen dargestellt werden.

Es werden drei Stahlplastiken hergestellt (Höhe 50 cm/ Durchmesser 3,00 m), die auf den geometrischen Grund-formen beruhen.

Diese Plastiken werden jeweils an einer Stelle demoliert.

Während der "kulturellen Landpartie" 1996 sollen sie möglichst in Trebel installiert werden.

An den Verletzungspunkten werden Sprößlinge von Korkenzieher-Weiden, die der Volksmund auch "Krüppelweiden" nennt, eingepflanzt. Sie werden je in einem Tongefäß und durch einen Pfahl geschützt.

Das Gelände ist heute schon von einem Zaun umgeben. An einer Stelle werden zwei Eingänge aus gleichem Holz gestaltet. Der eine ist sehr schmal, der andere hat eine hohe Schwelle. Damit sollen die Schwierigkeiten Behinderter an die Gäste weitergegeben werden.

Der gesamte Installations-Prozeß wird dokumentiert. LOTHAR SANDFORT, TREBEL

Jeder, der es will, kann tanzen



Foto: Ursula Aurien, Berlin

Gleich zwei Beiträge dieses Schwerpunktes beschäftigen sich mit neuen Tanzformen, die es Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen ermöglichen, einen eigenen künstlerischen Ausdruck zu entwickeln (siehe auch den Artikel von Heino Ehlers). In der Tat scheint hier ein Ansatz zur Entwicklung einer wirklich eigenständigen Krüppelkultur zu liegen, die sich von Normalitätszwängen weitgehend befreit hat.

Seit etwa 12 Jahren existiert im Raum Köln eine immer weiter wachsende Tanzgemeinschaft, die sich aus verschiedenen Tanzgruppen, mit zum Teil unterschiedlichen Zielen, zusammensetzt. All diesen Gruppen ist die Überzeugung gemein, daß jeder Mensch, egal ob behindert oder nicht, tanzen kann, wenn er dies möchte. Die Person des Tänzers ist nicht behindert, somit ist allein sein Wille Voraussetzung zu tanzen. Normen und rein äußerliche Schönheitsideale werden durchbrochen. Es gibt weder vordergründige Häßlichkeit, noch vergleichende Bewertung. Andersartigkeit bedeutet in erster Linie Vielfalt, die es im Tanz zu nutzen gilt. Die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, daß die Vorstellung von gleichberechtigtem Miteinander im Tanz durchaus realistisch ist.

Eine Idee

1983 entstand der Wunsch, eine Gelegenheit zu schaffen, in der behinderte und Nichtbehinderte Tänzer gleichermaßen ihre Vorstellungen von Tanz verwirklichen können. Die bereits existierenden Tanzformen waren grundsätzlich dem Tanz Nichtbehinderter Menschen angepaßt und auch nur mit einem Nichtbehinderten Partner durchführbar, der auch die Führung im Tanz innehatte. Die an standardisierten Bewegungsformen und ästhetischen Vorstellungen Nichtbehinderter Tänzer orientierten Tanzformen, engten auf schon gewohnte Weise, den Wunsch nach freier Tänzerischer Entfaltung ein. So ging die Initiative, eine freie Tanzform zu schaffen, denn auch von tanzinteressierten RollstuhlfahrerInnen aus. „Freies Tanzen" bedeutet in diesem Zusammenhang gleichberechtigt und selbstbestimmt, ungeachtet irgendwelcher geistig-körperlichen Besonderheiten, miteinander zu tanzen.

Grundlage hierfür ist die tänzerische Improvisation, in der jeder Tänzer die Möglichkeit hat, seine individuellen tänzerischen Fähigkeiten zu entdecken und im gemeinsamen Tanz einzusetzen. Es gibt keine Konkurrenz. Jede Bewegung, egal wie unscheinbar, ist Tanz, wenn es zugelassen wird. In der Unterschiedlichkeit der Tänzer liegen viele Möglichkeiten. Indem man/frau sich im Tanz aufeinander einläßt, profitiert jeder von den physischen und psychischen Besonderheiten des/der anderen.

Die Verwirklichung und Weiterentwicklung

In den ersten Jahren, bis etwa 1985, wurde hauptsächlich improvisiert. Die Tanzgruppe traf sich einmal wöchentlich in der Sporthochschule Köln. Es war schwer neue Mitglieder für diese Art zu tanzen zu begeistern, vielleicht waren die Erwartungen an die Tänzer zur Mitgestaltung der jeweiligen Stunden zu groß. Jedenfalls wurde schnell deutlich, daß jemand mit Tanzerfahrung gefunden werden mußte, der bereit war mitzuarbeiten. Eine Studentin des Elementaren Tanzes der Sporthochschule trat der Gruppe bei und übernahm die Planung der Stunde. Sie hatte die ungewöhnliche Fähigkeit, wirklich jede(n) Tänzer(in) in die Gestaltung der Stunde miteinzubeziehen und war außerdem bereit, gleichfalls zu lernen. So profitierte jeder vom anderen.

1987 entstand bei einigen Mitgliedern die Idee, gemachte Erfahrungen in Form von Choreographin oder tänzerischer Improvisation auf die Bühne zu bringen. Gleichzeitig sollte jedoch die Möglichkeit aufrechterhalten werden, einfach so, ohne Aufführungsanspruch weiter zu tanzen. So kristallisierten sich zwei Strömungen heraus, die auch heute noch miteinander in Verbindung stehen. Zum einen gründete sich die unabhängige Aufführungs-

gruppe MOBIAKI, zum anderen gab es für jeden, der tanzen wollte, die Möglichkeit an einem freien Tanzabend des Rollstuhl-Club-Köln e.V. (RSC-Köln) teilzunehmen. Der Übergang zwischen beiden war und ist heute noch fließend. So sind z.B. die meisten Mitglieder MOBIAKI's, egal ob behindert oder nicht, auch Mitglieder des RSC-Köln e.V.

Die Unterstützung, die die Tanzgruppen durch den RSC-Köln bekamen, sollte hier noch einmal hervorgehoben werden, denn als Anfang der 90-er Jahre der Wunsch entstand, gemachte Erfahrungen weiterzugeben, gründete der Verein eine Kinder- und Jugendgruppe, die sich heute noch aus unterschiedlichst behinderten und nichtbehinderten jungen Menschen zusammensetzt. Im Rahmen verschiedener Feste trat auch diese Gruppe im Raum Köln immer wieder auf. Dies führte zu einigen Anfragen anderer Vereine, z. B. Workshops abzuhalten oder gar neue Gruppen aufzubauen.

Mittlerweile gab es auch einige Tanzkontakte ins Ausland und 1991 entstand die Idee, einen internationalen Workshop für „freies Tanzen" anzubieten. Neben MOBIAKI stellten dort die amerikanische Tanzgruppe AXIS und Bruce Curtis, ebenfalls aus den USA, Teilnehmern aus der ganzen Welt (Israel, USA, Brasilien, Frankreich, Schweiz etc.) ihre tänzerischen Konzepte vor. Diese Veranstaltung fand ihren Höhepunkt in einer öffentlichen Performance mit internationaler Teilnahme, die die immensen Möglichkeiten im Tanz deutlich sichtbar machten. 1994 wurde, wieder auf Initiative der Tanzgruppe MOBIAKI, gemeinsam mit den amerikanischen Tänzern Alito Alessi und Emery Blackwell, ein weiterer internationaler Workshop angeboten.

Gemachte Erfahrungen

Immer wieder überraschend ist für mich der enge Kontakt zwischen den sogenannten professionellen Tänzern, also denen, die aufführen und lehren, und Laientänzern. Die Tanzworkshops z. B. sind offen für jeden interessierten Menschen. Oft gestaltet es sich schwierig, all diesen unterschiedlichen Menschen die Möglichkeit zu bieten, gemeinsam zu tanzen. Da eine Basis des „freien Tanzens" die eigenen tänzerischen Erfahrungen sind, muß eine offene Gruppenform gewählt werden, die diese individuellen Erfahrungen möglich macht. Gleichzeitig müssen Übungsformen gefunden werden, die es jedem Tänzer ermöglichen, allein und auch in der Gruppe zu tanzen. Es hat sich gezeigt, daß die tänzerische Improvisation hierfür eine ausgezeichnete Grundlage ist. Voraussetzung für das Gelingen der Improvisation ist die Bereitschaft der Tänzer, sich aufeinander einzulassen und jeden Menschen in seinem Tanz zu respektieren. Die Tänzer sind gefordert, Verantwortung zu übernehmen und im Tanz mitzugestalten.

Meiner Erfahrung nach können Choreographien nur in gemeinsamer Arbeit entstehen, einfach wegen der vielen Unterschiede in den körperlichen Möglichkeiten. Während dieser tänzerischen Arbeit kommt man sich sehr nahe. Oft kommt es zu persönlichen Spannungen, die jedoch wiederum die Möglichkeit einer produktiven Auseinandersetzung bieten. Viele Spannungen können im Tanz verarbeitet werden. Sie fließen in die Improvisation, ggf. auch in eine Choreographie mit ein. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß negative Spannungen über tänzerische Auseinandersetzung und Thematisierung in positive Energien umgewandelt werden konnten. So wird z.B. durch die emotionale Beteiligung aller Tänzer am Inhalt des Tanzes für ein eventuelles Publikum eine eindrucksvolle Darbietung geschaffen, deren Qualität man/frau sich kaum entziehen kann.

MONIKA HEINRICHS, LEVERKUSEN

Spastikanisch fühlen und sich einfach für „normal" halten...

Gedichte von Martin Tuchenhagen

Martin Tuchenhagen über sich: „Ich bin am 7.3.67 als Martin Tuchenhagen auf die Welt gekommen. Bei der Geburt gab es Komplikationen, so bin ich Spastiker (zum Glück, warum??, das müssen Sie selber herausfinden). Meine Eltern, denen ich sehr viel verdanke, sagen, daß ich trotz der schweren Behinderung viel erreicht habe, doch ich halte mich für „normal". Zur Zeit studiere ich BWL in Köln.
Wie ich zum Schreiben komme?, das weiß nur der Wind!! Nee, Quatsch, ich habe früher versucht, englische Texte für Bands zu schreiben. Doch später fand ich heraus, daß ich in der deutschen Sprache viel mehr Bilder malen kann als in irgendeiner anderen Sprache. Und so habe ich einige Sachen geschrieben, von denen ich denke, sie gehören ganz einfach zu meinem Leben."

affen

gesichter, sie gaffen wie wilde affen, fast ohne worte; ziehen sie an mir vorbei; es ist jedesmal das gleiche an jedem orte. - tief in mir ist laut das geschrei! -

ICH !!!

Es ist nicht leicht, in einem körper gefangen zu sein, der gegenüber seinem willen ausbruchsicher ist. Es ist nicht leicht, eine widerspenstige zunge zu haben, die jeden buchstaben nach ihrem eigenen willen formt. Es ist nicht leicht, jemanden zu lieben, der kein spastikanisch fühlen kann; jedoch ist es leicht, einfach da zu sein!

Es ist nicht leicht, einem zu zeigen, was für ein bild tief im innern zu sehen ist. Es ist nicht leicht, kraft zu haben, die für zwei ausreicht. Es ist nicht leicht, einfach alles herauszuschreien, was den sog ins loch verursacht; jedoch ist es leicht, einfach zu atmen!!

Es ist nicht leicht, auf einer seite zu spielen, die in diesem moment gerissen ist. Es ist nicht leicht, zu akzeptieren, wer der im spiegel ist. Es ist nicht leicht zu tauchen, immer wieder in erwartungen anderer zu tauchen; jedoch ist es leicht, einfach I C H zu sein!!!

Be(ver)hinderte Kultur oder: Unmögliches möglich machen



Foto: Bernd Schönberger, Hannover

Heino Ehlers

Fast alle Rand- und sonstige gesellschaftliche Gruppen haben ihre eigenständige Kultur entwickelt. Kultur als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Lebenssituation, als Zeichen von Autonomie, aber auch als Überlebenskampf schlechthin.

Die Anfänge einer breiteren kulturellen Bewegung unter den Behinderten reichen nicht einmal 15 Jahre zurück. Sie gingen einher mit der aufstrebenden Emanzipation Ende der 70er Jahre. Seitdem hat sich einiges getan.

Aus Clubs und Gruppen heraus entstanden Theater-, Film-, Video- und Musikprojekte, die es sich zur Aufgabe machten, das Thema Behindertsein einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dabei wurden unterschiedliche Wege in der Darstellungsform eingeschlagen. Teils bedingt durch die Behinderung, aber auch aus einen gewissen Anspruch an Inhalte und Präsentation. Behinderten-/Krüppelkultur zu praktizieren, heißt von vornherein, die normale Kulturszene mit ihren Normen und Ästhetikidealen in Frage zu stellen, etwas eigenes zu entwickeln, damit Jede/r sich im Rahmen seiner physischen und psychischen Möglichkeiten mitteilen und ausdrücken kann.

„...Es soll und kann bei dieser Theatergruppe nicht darum gehen, nach 'normalen' Maßstäben zu agieren, sondern wir wollen zusammen neue Ausdrucks- und Kommunikationsformen entwickeln, die es auch Schwerstbehinderten ermöglicht, das Medium Theater für sich zu nutzen."

So stand es u. a. im Ankündigungstext der Outsiders Anfang der 80er Jahre, die sich zwischenzeitlich auflösten und seit Sommer 94 wieder präsent sind.

Dieser Ansatz ist ungemein wichtig. Sonst würde es darauf hinauslaufen, daß nur „normale" Behinderte Kultur und Kunst darbieten, weil die schwerer Geschädigten dazu angeblich nicht in der Lage sind. Also wieder das alte Bild vom armen Behinderten, der in der Öffentlichkeit von Anderen vertreten wird.

Dies hat aber auch zur Konsequenz, abseits der etablierten Kulturszene zu agieren, Nischenkultur zu praktizieren, die das oberste Ziel hat, Betroffene zu erreichen und sie zu eigenen Aktivitäten zu animieren und nicht nur den Nachweis zu erbringen, „daß Behinderte sowas auch können". Denn „normalerweise" kann ein starker Spastiker weder tanzen, singen, Texte vorlesen usw. Nach meinem Verständnis kann das jeder. Es macht natürlich wenig Sinn, wenn z. B. Sprachbehinderte agieren, die dann keiner versteht. Unmöglich ist es allerdings auch nicht, kann man doch die gesprochenen Texte als Untertitel projizieren. Von vornherein zu sagen: Du kannst das nicht, ist eine Entmündigung schlechthin.

Pantomime wäre natürlich in dieser Hinsicht die optimale Form der Darstellung, allerdings nicht im klassischen Sinne. Spastiker z. B. sind in der mimischen und Rollstuhlfahrer in der körperlichen Ausdrucksmöglichkeit mehr oder weniger stark eingeschränkt. Muskelschwundler, die sich nur mit Hilfe des E-Rollis bewegen können, nutzen verstärkt Sprache und Gesang und achten wegen ihrer eingeschränkten körperlichen Ausdrucksmöglichkeit mehr auf eine ansprechende Bühnenpräsentation. Auch Blinde können sich über Orientierungshilfen (z. B. eingearbeitete Seile im Bodentuch) einigermaßen sicher auf der Bühne bewegen. Wenn man allerdings davon ausgeht, Darbietungen auch anderen Behinderten zugänglich zu machen, muß auf spezifische Wahrnehmungseinschränkungen von Hörgeschädigten und Blinden Rücksicht genommen werden. Ertaubte können mit normalem „Sprechtheater" und Blinde mit Pantomime nichts anfangen. Auf alle Belange gleichzeitig einzugehen, ist nicht möglich. Gedanken darüber sollte sich allerdings jeder machen, der in diesem Bereich tätig ist.

Diese Beispiele haben wohl deutlich gemacht, daß die künstlerischen Möglichkeiten vielfältig sind. Ärgerlich und diskriminierend ist aber, wie Veranstalter mit behinderten Künstlern umgehen. Zum einen liegt es an den verdammten Normen im Kunstbereich, zum anderen an Ignoranz und Gleichgültigkeit. Und da unterscheiden sich linke Zentren gar nicht so sehr von den sogenannten bürgerlich etablierten. Vor Jahren hatte ich meine Programmbroschüren mit Begleitschreiben an alle mir bekannten Kommunikationszentren geschickt. Keine Reaktion... Daß für diese ein finanzielles Risiko besteht, ist nicht von der Hand zu weisen, Sozial-, Kulturamt und Bezirksregierung

gewähren allerdings Zuschüsse bzw. Ausfallbürgschaften. Denn ohne Subventionen läuft nun mal nichts in diesem Bereich. Sozio-Kultur heißt für mich, und mit diesem Begriff schmücken sich diese Zentren ja, die Kultur von unten zu fördern, sich auf Neues einzulassen, ohne gleich daran zu denken, ob das, was ein Krüppel auf der Bühne präsentiert, normalen professionellen Ansprüchen gerecht wird und Zuschauer anlockt.

Solotheater

Vielfältige Konflikte in Theater- und sonstigen Künstlergruppen sind ja nichts Neues. So führten auch die unterschiedlichen Ansprüche 1984 zur Trennung von den Outsiders. Nach vierjähriger Pause entschloß ich mich 1988 zu einen neuen Anlauf, diesmal als Soloaktivist, obwohl mir die Schwierigkeiten, als solcher Engagements zu bekommen, voll bewußt waren. Ich wollte aber auch meine Grenzen finden, mich auf Neues einlassen, ohne von irgendwelchen Entscheidungsprozessen von außen behindert zu werden. Was möglich oder unmöglich ist, wollte ich selbst bestimmen. Um mir ein gewisses Handwerkszeug anzueignen, belegte ich als erstes einen Pantomimen-Kurs. Hier zeigte sich sehr schnell, daß das nicht mein Ding war. Dynamische Körperbeherrschung kam für mich als Spastiker eh nicht in Frage. Ich war ständig verkrampft und wußte sofort, daß ich das Repertoire der klassischen Pantomime auch bei intensivem Training nicht beherrschen würde (...für einen Spastiker ganz gut, aber er sollte es doch lieber lassen). Also brach ich den Kurs nach der Hälfte mit der Erkenntnis ab, daß ich mir einen eigenen pantomimischen Stil erarbeiten mußte; nicht technisch perfekt, sondern konzentriert auf die Möglichkeiten, die ich als Spastiker habe, also Darstellung ohne Sprache, was ja Pantomime auch ist. Nur guckt man ja einem professionellen Künstler buchstäblich auf die Finger und mißt seine Qualitäten mehr an seinem perfekten Agieren als daran, was er inhaltlich aussagt. Das wollte ich auf keinen Fall. Für mich war und ist das Theater mit all seinen Varianten Mittel zum Zweck, daß das, was ich aussagen will, auch beim Publikum ankommt; darum geht es mir nach wie vor.

Bei Spastikern lösen atypische Bewegungen automatisch Verkrampfungen aus. Locker bleiben heißt aber auch, die „typischen" spastischen Bewegungen zu akzeptieren und nicht zu versuchen, z. B. den Kopf parallel von links nach rechts zu bewegen, sonst ist man kaum in der Lage, ein abendfüllendes Stück auf die Bühne zu bringen.

Ein Schauspielerkollege sagte einmal: *„Ich möchte als Schauspieler akzeptiert werden und nicht mit dem Vermerk 'behindert' als eine Besonderheit herausgestellt werden."* Ich schon. Ich will nicht an den normalen Werten gemessen werden. Zum Beispiel ist es mir unmöglich, reproduzierbare Ergebnisse auf die Bühne zu bringen. Jede Vorführung, obwohl inhaltlich gleich, sieht bei mir in Abhängigkeit meines körperlichen Befindens und spastischen Agierens auf der Bühne anders aus. Die Bühne ist für mich auch ein Raum, in dem ich auch meine Stimmungen ausleben will, ohne mir den Kopf darüber zu zerbrechen, ob ich genau an der richtigen Stelle im korrektem Winkel zum Publikum stehe. Wenn ich das machen würde. wäre es kein Spiel mehr, sondern Krampf, mit dem Verlust von Intensität und Authentizität, die das Publikum an meinen Stücken schätzt. Dies gilt nicht nur für Rollen, in denen ich mich quasi selber spiele, sondern auch für die, in denen ich Nichtbehinderte verkörpere. Die negativen Kritiken kamen meist von Leuten, die mich an der Normalität maßen (Pantomime ist mehr Ausdruck, Gestik, Bewegung, stärker...) . Ganz davon abgesehen bin ich nach wie vor der Meinung, daß es wenige, aber ausdrucksstarke Bewegungen sind, die einen guten Mimen auszeichnen.

Wichtig beim Aufbau meiner Stücke ist die Ausgewogenheit der verschiedenen Darstellungsformen, wenn Dialogszenen und Lesungen vorkommen. Als Sprachgeschädigter muß ich darauf achten, daß die Zuschauer wegen mehr oder weniger angestrengten Hinhörens nicht ermüden. Entweder mache ich reine Pantomimen-/Tanzstücke oder ich integriere alles in ein Stück, d.h. Sprechszenen wechseln mit Pantomimen, Tanz und Lesung von Gedichten ab. Auch die Gebärdensprache setze ich ein, wenn sie mit den anderen Bewegungsabläufen vereinbar ist, denn dabei kommt es wirklich auf möglichst genaues Agieren an . In letzter Zeit bin ich dazu übergegangen, auch heitere Sachen neben den ernsten zu spielen; allerdings mehr in die kabarettistische statt clowneske Richtung, denn das Krüppelleben besteht nicht nur aus Traurigkeit. Das Ernste am Anfang, das Heitere zum Schluß, ohne daß die Zuschauer am Ende den Eindruck haben, daß das, was ich vorher gezeigt hatte, doch gar nicht so schlimm sein könnte.

In meinem 2. Stück „PERSPEKTIVEN - Mimische Szenen" spielte ich folgende grob umrissene Szene: Komme auf die Bühne, spaste rum. Lachen. „Hey, Du, du bist immer so lustig"

Blödsinn, signalisiere ich, doch warum eigentlich nicht...

Verlasse die Bühne und komme als Clown wieder, packe meinen Koffer aus, habe Durst nehme einen Plastikbecher, gieße Apfelsaft rein und führe ihn zum Mund. Zuck, Spasmus, Becher kaputt, Soße ins Gesicht.

Das Publikum lacht zaghaft.

2 Becher übereinander. Das gleiche Ergebnis.

Lautes Gelächter. 5 Becher übereinander.....

Noch lauteres Gelächter. „Scheiße, ihr lacht mich aus." Schmeiße meine Hörgeräte (alte) ins Publikum und tobe, hole einen Hammer aus den Koffer, sammle die Hörgeräte wieder ein, suche mir ein „Opfer" aus setze mich mit diesem auf den Bühnenrand, die Hörgeräte dazwischen, reiche den Hammer und sage: „Ich bin es leid, als Spastiker immer ausgelacht zu werden, ich kann und will



Outsiders: Klaus Poll, Heino Ehlers, Birgit Poll

Foto: Bernd Schönberger, Hannover

es nicht mehr hören. Schlag die Hörgeräte kaputt." Betroffener Gesichtsausdruck. „Na los, mach schon."

Keine Reaktion Stecke mir die Hörgeräte wieder rein, bringe mein Opfer wieder zu seinem Platz......

Was ich damit aussagen wollte, ist dem Publikum klar geworden:

Soll, kann, darf ein Spastiker in eine Rolle schlüpfen, die er in den Augen vieler Zeitgenossen jeden Tag real „spielt"? Macht er sich nicht selbst lächerlich, wenn er das, was für ihn nichts clowneskes beinhaltet (Plastikbecher-Handhabung) zur Belustigung des Publikums einsetzt? Diese Frage lasse ich mal offen. Tatsache ist, daß solche Szenen beim Krüppel-Publikum immer ohne Umwege ankommen, während Nichtbehinderte nicht viel damit anfangen können, bzw. sich einfach nicht trauen, darüber zu lachen . Ich habe allerdings nie ein Hehl daraus gemacht. daß mein Publikum die „Krüppel-Scene" ist und bleibt. Konzessionen an den „normalen" Publikumsgeschmack will ich nicht mehr machen. Das wäre für mich Selbstverleugnung und hätte mit meinem Verständnis von Kultur nichts mehr zu tun. Obwohl ich es keineswegs verurteile, wenn andere Behinderte einen anderen Weg einschlagen, etwas erarbeiten, was nichts mit Behinderung zu tun hat. Gut, dann ist es Kunst. Beides hat seine Berechtigung und sollte intensiver gefördert werden, als es bisher der Fall war und ist.

Dance Ability

Tanz mit Behinderten war auch für mich bis vor ca. 4 Jahren beschränkt auf Volkstanz und lateinamerikanische und Standardtänze, in denen leichter Behinderte (Rollstuhlfahrer) integriert wurden, weil sie auf Grund ihres intakten Oberkörpers den rhythmischen und ästhetischen Bewegungen der Musik bzw. des Partners einigermaßen folgen konnten. Schwerstbehinderte ließen sich mal wieder nicht „integrieren".

Im Sommer 1991 lernte ich dann Alito Alessi kennen, einen professionellen Tänzer aus Oregon/USA, der dort seit Jahren eine Tanzform praktiziert (Dance-Ability, kurz: DA), die auch eben für Schwerstbehinderte geeignet ist. Alessi geht davon aus, daß jede/-r tanzen kann, weil der Ausgangspunkt der Bewegungen der eigene Körper ist. Ich war sofort von der Videodemonstration fasziniert. Bestätigte sich doch wieder meine These der eigenständigen, von Normen befreiten Krüppelkultur.

Basis dieses Tanzes ist die Kontaktimprovisation, bei der zwei oder mehrere in mehr oder weniger intensiven Körperkontakt miteinander tanzen, und dies - und das ist das wichtigste daran - ohne irgendwelche Vorgaben von Schritt- und Bewegungsmustern. Es liegt auf der Hand, dem Fuß, daß hierdurch vielen Behinderten tänzerische Ausdrucksmöglichkeiten geboten werden, die sie selbst für sich nie gesehen haben. In den vier Workshops mit Alito und seinem spastischen Freund Emery Blackwill - und in meinen eigenen - machte ich immer wieder die Erfahrung, welche unglaublichen Möglichkeiten in dieser Tanzform stekken. Unglaublich deshalb, weil hier etwas verwirklicht werden kann/muß, wovor man sich im normalen Alltag immer wieder drücken kann: Das bedingungslose Annehmen und die volle Integrität des verkrüppelten Körpers auf beiden Seiten. Hier bestimmt nicht der eigene uneingeschränkte Bewegungsdrang die Qualität des Tanzes, sondern das sich Aufeinandereinlassen, die Konzentration auf die primären Audrucksmöglichkeiten der schwerbehinderten PartnerIn. Wenn eine wegen der Querschnittslähmung nur ihren Kopf bewegen kann, konzentriert sie ihren Ausdruck eben darauf und kann im Einklang mit anderen etwas zum gemeinsamen Tanz beitragen, ohne „getanzt" zu werden. Auch Muskelschwundler können mit ihren E-Wagen zusammen mit anderen tanzen. Während der Workshops haben aber auch sehr viele ihren Rolli verlassen, um dann die Erfahrung zu machen, daß dieser die Kreativität eher einschränkt als fördert. Dance-Ability ist für mich die einzige Tanzform, die für alle Menschen mit Behinderungen geeignet ist, z. B. auch für Blinde, Taubblinde und Gehörlose. Wenn das vielstrapazierte Wort INTEGRATION vorbehaltlos angewendet werden darf, dann hier.

Gleich nach dem ersten Workshop konstituierte sich ein VHS-Kurs zu DA, der von nichtbehinderten Tanzlehrern angeleitet wurde. Meine Skepsis gegenüber diesen Kursleitern sollte sich nur allzubald bestätigen. Grundproblem derer war das mangelnde Einfühlen in die physischen und psychischen Möglichkeiten der geschädigten KursteilnehmerInnen. Ich kenne außer Alito nur sehr wenige Normis, die wirklich von vornherein versuchen, integrativ zu arbeiten, die sich die Mühe machen, auf alle Geschädigten einzugehen und vor allem Alternativen aufzeigen, wenn der eine oder die andere z. B. auf Grund fehlender Arme bzw. Beine die Übung nicht ausführen kann.

Nachdem sich der letzte Kurs wegen der oben beschriebenen Mißstände quasi selbst aufgelöst hatte, entschloß ich mich, zusammen mit drei TeilnehmerInnen Ende '93 eine eigene Gruppe aufzubauen. Bei der gemeinsamen Arbeit wurde mal wieder sehr schnell deutlich, daß wir Krüppel selber am besten wissen, was für uns Ausdruck und Kreativität bedeuten; und vor allem, welche Übungen wichtig sind, um den eigenen Aktionsradius zu erhöhen. Was für Nichtbehinderte selbstverständlich ist, müssen sich viele Krüppel mühsam erarbeiten. Besonders die Alternativen zu den „standardisierten Übungen" sind unglaublich wichtig. Ein Beispiel aus der Workshop-Praxis: In einer Ecke steht die Gruppe mit geschlossenen Augen, der Anleiter gibt bei wechselnder Position Laute von sich, die Gruppe soll den Geräuschen folgen - bis auf Hörgeschädigte und Ertaubte. Was also tun? Ganz einfach: Man nimmt einen Fächer bzw. ein Handtuch, und erzeugt einen Luftzug, dem zu folgen ist.

Outsiders II

Standen anfangs in der Gruppe mehr die Übungen zur Selbst- und Fremdwahrnehmung im Vordergrund, denn Kontaktimprovisation basiert sehr stark auf Führen und Sich-Führenlassen, regte sich bald der Wunsch, mit dem erarbeiteten Können als OUTSIDERS wieder an die Öffentlichkeit zu treten. Eine erste Gelegenheit hierzu bot das Festival „Vereinte Kräfte in Bewegung" im Januar dieses Jahres in Hannover. Es wurde hart, sowohl was die Vorbereitung auf den Auftritt als auch sein Zustandekommen betraf, denn das Festival hatte „ein hohes Niveau"....

Für die anderen (ich selbst konnte auf meine langjährige Erfahrung als Soloaktivist zurückgreifen) wurde schnell klar, daß die Zeiten, wo man als Krüppel nur auf der Bühne erscheinen brauchte, um Bewunderung einzuheimsen, wohl vorbei waren. Es mußte hart gearbeitet werden, weil es doch etwas anderes ist, den „Kontakt zu improvisieren", als den choreographischen Vorgaben gerecht zu werden, besonders dann, wenn 2 Mitglieder der Gruppe blind und alle hörgeschädigt sind. Am Ende erbrachten wir auf dem Festival den Beweis, daß eine Amateurgruppe auch ohne professionelle Anleitung niveauvolle Ergebnisse präsentieren kann.

Einem Grundsatz folgt die Gruppe nach wie vor: außer bei den wöchentlichen Übungsstunden und Workshops dürfen keine Nichtbehinderten bei den Auftritten mitwirken; im Schonbereich derer bzw. professioneller TänzerInnen soll und will keiner agieren. Auch die Choreographien werden eigenständig erarbeitet, eben Krüppelkultur pur.

Neben dem Schwerpunkt Tanztheater arbeiten die Outsiders parallel an einem Clownsprojekt, welches im Frühjahr nächsten Jahres fertig ist.

Nicht machen, was möglich ist, sondern Unmögliches möglich machen!

HEINO EHLERS, HANNOVER

Kontakt:

Wer zu den 'Outsiders' Kontakt aufnehmen möchte, sie engagieren, etc., wende sich am:

Outsiders,
c/o Heino Ehlers,
Lister Kirchweg 8,
30163 Hannover
Tel. & Fax: 0511/39 39 34

„Kultur? Das geht uns nix an. Wir sind Künstler!“

Über Red Bull, das Pflegegeld und abgeleitete Nebenwidersprüche - Versuch eines Interviews

Dabei hatten wir gar nicht gesoffen. Wenn zwei randschau-Redakteure - noch dazu im Urlaub - einen ganzen Abend (fast) nur Apfelschorle trinken, dann muß das schon einen besonderen Grund haben. Zum Beispiel ein Interview mit Erwin Riess und Sigi Maron, von denen wir einiges über ihre Erfahrungen als behinderte Künstler zu erfahren hofften. Genützt hat uns die Askese nicht viel, gegen die beiden rollstuhlfahrenden Kulturschaffenden - pardon: Künstler - aus Wien standen wir auf verlorenem Posten. Die beiden scherten sich wenig um die Notwendigkeiten des Zeitungmachens, schickten uns stattdessen auf eine Achterbahnfahrt aus philosophischen Höhenflügen, haarsträubender politischer Unkorrektheit und purem Nonsens. Damit warfen sie zwar das randschau-Konzept gründlich über den Haufen, bescherten uns dafür aber einen Heurigen-Abend mit hohem Unterhaltungswert, den wir Euch nicht vorenthalten wollen. Wir drucken Auszüge.

Sigi: Also bevor der Erwin noch was sagt, ich bin einmal grundsätzlich dagegen - und zwar permanent.

randschau: Die erste Frage geht an Erwin. Eine Frage, die alle randschau-LeserInnen schon seit langem interessiert: Ist Groll identisch mit Erwin Riess.

Erwin: Um Himmels willen. Ich distanziere mich von dieser Auffassung. Er verkörpert nur das Positive, das an mir nur in kleineren Ausmaßen vorhanden ist.

Sigi: Das kann ich bestätigen.

Erwin: Also, er ist so, wie ich gerne wäre, wenn ich anders sein könnte.

Sigi: ... aber nicht unbedingt müßte...

Erwin: Er ist ein unerreichtes Vorbild.

randschau: Das widerlegt sozusagen die These, daß behinderte Autorinnen bzw. Autoren immer über sich selber schreiben?

Erwin: Vollkommen. Kein einziges Erlebnis, das der Groll hat, wurde von mir erlebt. Es ist alles erfunden, von A bis Z. Daher wirkt es auch authentisch. Wenn ich meine eigene Geschichte erzählen würde, wäre das das Langweiligste.

randschau: Du bist nie in ein Klo nicht reingekommen, zum Beispiel?

Erwin: Es gibt überhaupt kein Klo, in das ich nicht reinkomme. Wien ist eine behindertengerechte Stadt, ihr habt es ja gesehen, ganz Mitteleuropa ist eigentlich ein Zoo für Rollstuhlfahrer. Also diese Fragen sind schon längst geklärt für Groll.

Sigi: Schweden ist rückständig dagegen. Ein Land, in dem man Rotwein nicht frei kaufen kann, ist überhaupt kein Land. Der Rotwein wird dort in eigenen Läden - das muß man sich mal vorstellen - in eigenen Läden verkauft! Rotwein läuft bei denen unter Alkohol!

Erwin: Aber ich will ja da keine endgültigen Aussagen treffen, da müßte ich mich vorher ja mit dem Groll beraten. Groll ist mit mir nicht identisch, aber endgültiges kann ich nicht sagen, da müßte ich vorher mit ihm reden.

Sigi: Aber eben habe ich ihn auf der Reichsbrücke getroffen, da hat er fast so ausgeschaut wie der Erwin Riess.

Erwin: Groll würde sich davon distanzieren, allein die Fragestellung würde er schon als Zumutung empfinden.

randschau: Das Interview nimmt eine unerwartete Wendung. Ich hätte eine völlig andere Antwort erwartet und hätte dann gefragt - das tue ich jetzt trotzdem - ob es denn für behinderte KünstlerInnen besondere Bedingungen gibt, die sie erfüllen müssen, um im Kulturbetrieb Erfolg zu haben?

Erwin: Das ist eine Frage - wenn die Groll gestellt würde, würde er in dumpfes Brüten verfallen, stundenlang. Aber er würde dazu kaum etwas sagen. Wenn er dazu etwas sagen würde, dann wäre das wahrscheinlich der längste Fluch der Weltgeschichte. Es gibt im „Tristram Shandy“ von Laurence Sterne, den ich gerade lese, einen Fluch, der geht über 40 Seiten.

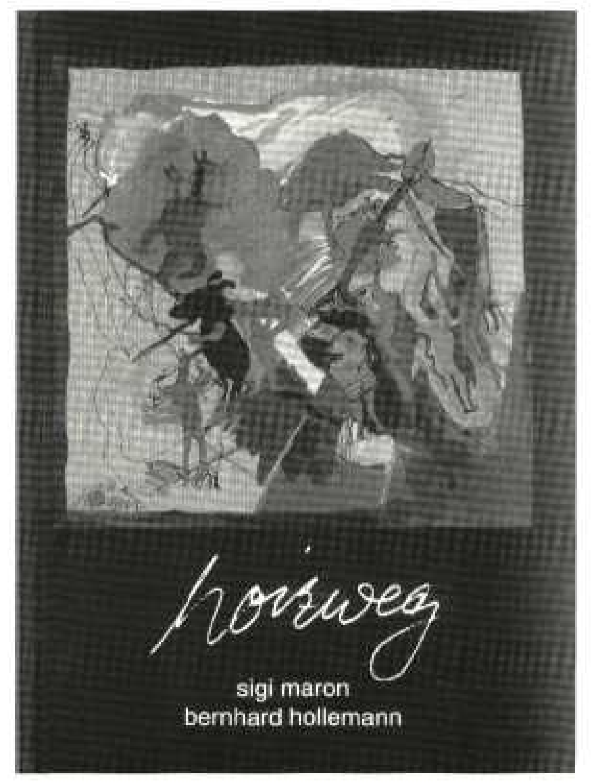
Sigi: Der is net schlecht, der is net schlecht.

Erwin: Der Fluch des Groll auf diese Frage wäre mindestens um fünf Seiten länger.

Sigi: Aber eine Frage: Hält der auch so lange wie der Fluch des (....)? Es ist ja nicht die Länge des Fluches an sich entscheidend, sondern seine Haltbarkeit.

Erwin: Das ist eine Frage des Fluchweges. Wenn der Fluchweg länger ist, dann...

randschau: Gut, das war, was Groll dazu sagen würde. Aber was sagt



'Hoizweg', Titel des im 'streit'-Verlag erschienenen Buches - Bildband, Texte und CD

Sigi Maron dazu, und was sagt Erwin Riess dazu?

Erwin: Wie war die Frage?

randschau: Die Frage war: Gibt es besondere Bedingungen, die ein behinderter Künstler erfüllen muß, um im allgemeinen Kulturbetrieb Erfolg zu haben?

Erwin: Ja, er muß mobiler sein als der Nichtbehinderte. In jeder Hinsicht. Behinderte Künstler, glaube ich, haben in dem Moment keine Probleme, in dem sie überhaupt nicht mehr als Behinderte auffallen. Wenn man dieses Problem für sich selbst einmal löst und eine andere körperliche Potenz zulegt, dann ist es kein Problem.

randschau: Zu vermuten wäre zumindest, daß behinderte Künstler ihre Behinderung vermarkten müssen.

Erwin: Ich glaube, die Frage ist eher die, daß normalerweise davon ausgegangen wird, daß die Kunst von behinderten Künstlern im Grunde auch behindert ist. Das Problem besteht für uns darin, das umzudrehen. Aber der Sigi hat da wahrscheinlich mehr Erfahrungen. In der Musik läuft das alles ganz anders, wie ich von dir höre.

Sigi: In der Musik läuft sowieso alles ganz anders. Es kommt drauf an, welcher Takt es ist. *Es folgt ein Monolog über 3/4-, 4/4- und sonstige Takte.*

Erwin: Er hat zum Beispiel nur die besten Erfahrungen mit dem ORF. Da gibt es eine schwarze Liste, die kriegt er monatlich zugeschickt, da steht drin, welche Lieder von ihm nicht gespielt werden dürfen, wegen politischer, fäkalischer und sonstiger Dinge.



Sigi: Das hat aber mit meiner Behinderung überhaupt nix zu tun!

Erwin: Im Lauf der Jahre hat er so alle seine Lieder schön gesammelt.

Sigi: Sogar im PC. Das ist sehr wichtig, weil - manche Leute wollen die Texte hören! Es gibt wirklich total Irre, die wollen die Texte!

Es folgt eine lautstarke Auseinandersetzung auf wienerisch. Offensichtlich geht es ums Pflegegeld.

randschau: Zurück zum Thema; nur als Hinweis: Das Thema dieses Gesprächs ist Krüppel, Kunst und Kultur.

Sigi: Kultur? Ja das geht uns aber nix an. Wir sind Künstler!

Sigi Maron, geboren 1944, Sänger und Liedermacher. Veröffentlichte zahlreiche Schallplatten und CDs. Letzte Veröffentlichung: „Hoizweg", ein sehr schön gemachtes Album mit CD (Ariola). Lebt in Baden bei Wien.

randschau: Kunst und Kultur schließen sich gegenseitig aus?

Sigi: Selbstverständlich! Also bitte, was hat denn das eine mit dem anderen zu tun? *lacht*

Erwin: Die Kunstfeindlichkeit der Kultur ist ja - da braucht man nicht Adorno zitieren - aber das ist ein alter Topos. Also wenn du von Alltagskultur redest, wie man einen Wein aufmacht zum Beispiel, Weinkultur, wie man Reben zieht, ist auch eine wichtige Kulturfrage - aber Kunst und Kultur ist ein scharfer Gegensatz, wirklich - ganz ernsthaft gesprochen. Also, nicht dem Irrtum aufzusitzen, daß alle Kulturfragen automatisch Kunstfragen sind. In allen wesentlichen Fragestellungen ist das ein scharfer Gegensatz.

randschau: Warum? Weil in der Kunst etwas abgespalten wird aus der Kultur?

Erwin: Die Kunst ist relativ autonom, wenn es sich wirklich um Kunst handelt, angesichts staatlicher, gesellschaftlicher Entwicklungen. Der Kulturbegriff ist immer der Versuch, diese Autonomie einzuholen. Das ist der Grund dafür, daß der Kulturbetrieb im Musikbereich, im Literaturbereich, immer größer wird, immer mehr wuchert. Aus dem sogenannten Kunstbudget des Kunstministeriums werden 95% für diverse Kulturfunktionäre ausgegeben, d.h. für Schriftsteller, die nichts schreiben, aber sehr viel veranstalten, sehr viel kassieren für diese Geschichten, in diversen Jurys usw., in denen sie sitzen. In der Musik, höre ich, sei das ähnlich. Für die wirklich produzierenden Künstler ist immer weniger Geld zur Verfügung, was ich auch begrüße. Der Idealfall ist, so wie ihr die randschau macht, der absolut freie Markt *(naja..., der korrekturleser)*. In dem Moment, wo die Kultur da eingreift, ist das eigentlich immer von Schaden.

Sigi: Dazu kommt, daß, wie ja bekannt ist, nur ein hungriger Künstler wirklich ein Künstler ist. Wir sind ja jetzt im Moment eigentlich keine richtigen Künstler, wir sind ja zwei Arschlöcher *lacht*. Es ist so: Sobald du vom Kulturbetrieb vereinnahmt wirst, hast du einen Großteil deiner Identität als wirklicher Künstler schon aufgegeben.

Erwin: Sag nicht „Identität", sag „Nämlichkeit". Wenn du mit deiner Nämlichkeit als Künstler über die Grenze fährst, wirst du vom Zollorgan überprüft, hinsichtlich deiner Nämlichkeit, ob du der Nämliche bist.

Sigi: Wenn ich mit meinem schwarzen Stern...

Erwin: Der hat auf seinem Auto hinten ein DDR-Kennzeichen!

Sigi: Ja, das gehört einfach dazu, das gehört zur Kultur. Das ist eine untergegangene Kultur, und die wird von mir als Kunst aufbereitet.

randschau: Dann ist die nächste Frage falsch gestellt. Wir wollten fragen, wie lange ihr schon Kulturarbeit macht.

Sigi: Was ist das?

Erwin: Seit Jahrzehnten versuchen wir ihr zu entkommen.

Sigi: Das Problem ist nur, daß wir immer zuwenig Red Bull trinken, um ihr rechtzeitig entfliehen zu können.

(......)

randschau: Erzählt doch mal, wann habt ihr eigentlich angefangen, und vor allem warum?

Sigi: Warum? *Gelächter*

randschau: Gebt uns eine Chance!

Sigi: Ich hatte verkrüppelte Finger, und zwar waren sie unheimlich schwach. Da kommt der Onkel Doktor zu mir und sagt:

Der Bub muß was greifen. Meine Mutter hat zu mir gesagt, ich soll nicht so viel wichsen, weil das schlecht ist für das Rückenmark, und dann werde ich mal im Rollstuhl sitzen. Patsch, saß ich schon im Rollstuhl. Jetzt also: Was tun wir mit den verkrüppelten Fingern, mit den Poliogelähmten? Da hat der Onkel Doktor gesagt, soll der Bub doch Klavier spielen. Da hat die Mutter gesagt, wir haben aber kein Geld für ein Klavier, und ein Klavier ist auch viel zu groß für die kleine Wohnung. Also: wie wär's mit einer Gitarre, da braucht er auch seine Händerl. So habe ich eine Gitarre bekommen, und die habe ich dann malträtiert.

randschau: Und wann bist du damit aufgetreten?

Sigi: Ich bin nie aufgetreten, ich bin immer aufgefahren.

randschau: Und warum bist du aufgefahren?

Sigi: Weil ich gedacht hab', wenn ich auffahre, dann kann ich auch auftreten.

Erwin: Er ist ein sehr auffahrender Mensch.

randschau: Hat dir so gut gefallen, daß so viele zuhören?

Sigi: Im Gegenteil, ich hab'immer versucht, solche Lieder zu machen, daß die Leute in Scharen die Lokalität verlassen, was mir teilweise auch gelungen ist. Aber - das kann ich schon erzählen vom 1. Mai - da hab' ich ein wirklich sehr schönes Lied über ein Zumpferl, ein Zumpferl ist ein kleiner Penis, gesungen, und über das Problem, warum die Frauen auf der Toilette bezahlen müssen und die Männer nicht; das heißt „Jessas naa - Frauenpissoir". Ich sang dieses Lied dereinst am ersten Mai auf der Rathausbühne, ich glaub' 77 oder 78. Und ich habe es noch nicht fertiggesungen, kamen vier Rathauswachteln, kultursinnige, haben mich geschnappt mit dem Rollstuhl und haben mich sofort von der Bühne entfernt. Hab' ich gefragt „Was ist los?", haben die gesagt: „Solche schweinischen Lieder - hier nicht!"

Erwin: Das waren Kulturfunktionäre.

Sigi: Das waren Kulturfunktionäre.

(..........)

randschau: Erwin, die gleiche Frage an Dich.

Erwin: Die ist relativ leicht beantwortbar, weil ich nie Gitarre spielen gelernt habe. Aber ich hab'mal Klavier gelernt. Drei Stunden hab'ich Klavier gehabt. Und da gab es einen Klavierlehrer, der hat mir mit seinem Staberl *(Stock)* immer auf die Finger gehaut. Beim dritten Mal ist ihm das Staberl abgebrochen, der hat mich dann nicht mehr angenommen, da durfte ich wieder fußballspielen.

randschau: Und deswegen bist du Autor geworden.

Erwin: Deswegen habe ich mit Instrumenten große Probleme, ich hab'große Probleme mit der Tastatur; aber das hat der Sigi aufgrund seiner perfekten naturwissenschaftlichen Ausbildung an diversen Fakultäten von Nowosibirsk bis ...

Sigi: Wladiwostok.

Erwin: ...bis Wladiwostok alles geregelt. Ich brauche meinen Computer gar nicht mehr anzuschalten, ich schreie ihn an oder sage zärtlich zu ihm irgendetwas, und er läuft. Das hat der Sigi alles gemacht.

randschau: Mich würde interessieren, wieweit, und ob überhaupt, eine behindertenpolitische Motivation am Anfang stand; speziell bei dir, Erwin, mit deinen Texten. Es ist ja wohl kein Zufall, daß Groll Rollstuhlfahrer ist.

Erwin Riess, geboren 1957, freier Autor. War Herausgeber der (inzwischen leider eingestellten) Zeitschrift *der streit.* Mitbegründer des (österreichischen) Forums der Krüppel- und Behinderteninitiativen. Veröffentlicht regelmäßig in verschiedenen deutschsprachigen Zeitschriften, u.a. in der *randschau.* Lebt in Wien.

Erwin: Selbstverständlich ist das Zufall. Er hätte auch Straßenbahnfahrer sein können, er hat es sich nicht ausgesucht. Es war die Gnade der Geburt. Der Zufall ist ja, philosophisch gesehen, nichts anderes als eine höhere Form der Notwendigkeit. Und diese Notwendigkeit hat sich beim Groll halt zufällig in einem bestimmten Lebensabschnitt ergeben. Und zufällig hat er dann auch das notwendige getan und hat diese Chance, denn eine solche ist es ja auch, ergriffen. Und hat den Verbreitungseffekt, den er vorher nur im Theater geschätzt hat und als erkenntnistheoretisches Mittel, einfach zu einem Lebensprinzip erklärt und seither versucht, weil er ja tiefer unten sitzt im Rollstuhl, der Wirklichkeit unter den Rock zu schauen.

Sigi: ...die Liesl heißen kann, aber auch Uli.

Erwin: Ja.

(.......)

Erwin: Also, es war eigentlich nie eine Frage der Wahl. Es war notwendig; und wenn etwas notwendig ist, denkt man nicht darüber nach, ob es auch anders sein könnte.

randschau: Gut, aber was hat das zu tun mit der behindertenpolitischen Motivation?

Erwin: Gut, bei mir gibt es ja, seit ich denken kann, nur die Frage: Revolution ja oder nein?

randschau: Behindertenpolitik ist ein klassischer Nebenwiderspruch?

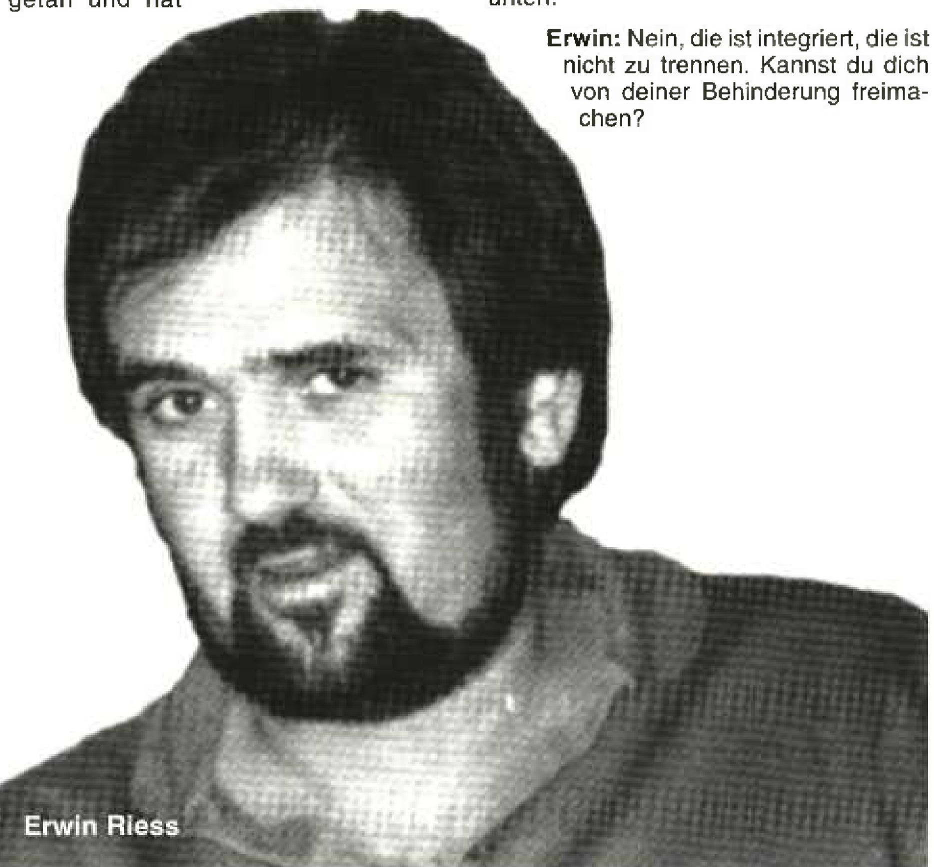
Erwin: Ein völliger Nebenwiderspruch, ja.

randschau: Mhm.

Erwin: Der einzige Hauptwiderspruch ist zum Beispiel die Frage, ob's einen Rotwein gibt oder keinen gibt. Und der abgeleitete Nebenwiderspruch, da gibt's viele Nebenwidersprüche. Und die Hierarchie der Nebenwidersprüche ist natürlich ein großes philosophisches Problem.

randschau: Und die Behindertenfrage kommt in der Hierarchie ziemlich weit unten.

Erwin: Nein, die ist integriert, die ist nicht zu trennen. Kannst du dich von deiner Behinderung freimachen?



Erwin Riess

randschau: Ungern.

Erwin: Na eben. Die Stahlarbeiter hat auch niemand gefragt, ob sie gegen den Kapitalismus kämpfen, weil sie Stahlarbeiter sind; sie haben es gemacht, weil es notwendig war. Es wäre schön, wenn es nicht notwendig wäre. Dann könnte man sich andere Formen vorstellen, große, kulturvollere Formen, wenn man schon so reden will.

randschau: Groll als Kampfmittel gegen den Kapitalismus.

Erwin: Selbstverständlich. Speerspitze. Speerspitze der abgebrochenen Avantgarde.

Sigi: Rollstuhlfahrende Gegenöffentlichkeit! *lacht*

randschau: Deswegen zieht Groll ein Röhrengerät Marke „Traktorist" hinter sich her.

Erwin: Selbstverständlich, ja. Deswegen bin ich auch sehr, sehr optimistisch, was die Zukunft des realen Sozialismus angeht. Jetzt werden die entscheidenden Weichenstellungen vorgenommen, um die ganze Sache fortzusetzen und die kurze Atempause wieder ausklingen zu lassen.

Auf die Frage nach dem Begriff der Subkultur folgt ein Vortrag über die Vorzüge der mesopotamischen Zwischenstromlandsuppe - verbunden mit einer ernsten Warnung, dieses Interview zu kürzen. Groll würde dies als „Angriff der reaktionär-imperialistischen Kräfte der Kultur auf die Autonomie der Kunst" verstehen.

randschau: Erwin und Sigi, wir haben die undankbare Aufgabe, eine seriöse Zeitung herzustellen, oder es zumindest zu versuchen...

Sigi: Das ist aber nicht unser Problem *lacht.*

randschau: Das merken wir gerade.

Erwin: Wir wären aber dankbare Leser für ein unseriöses Interview!

Für die randschau *versuchten im Heurigen ernst zu bleiben: Thomas Schmidt und Jörg Fretter. Das Gespräch wurde - Groll möge uns verzeihen - von der Redaktion gekürzt.*



Sigi Maron

leo

leo liegt im gitterbett
seit einem halben jahr
die leute sagen was leo redet
ist alles gar nicht wahr

leo hätte einen engel gesehn
mitten in der nacht
auf der welt kann es keine engel geben
zum doktor wird er gebracht

und des amtsarzts diagnose:
riecht verdächtig nach psychose

lasst mich wieder raus hier
lasst mich wieder heim
ich möcht' wieder blumen sehn
und die vögel in den bäumen

wenn der doktor den leo fragt
hast du echt einen engel gesehn
nickt er mit seinem kopf und sagt
im bett da bin ich gelegen

weil das fenster offen war
ist der engel herein geflogen
schulterlanges goldnes haar
mehr kann ich nicht sagen

und der engel lacht mich an
wie nur ein engel lachen kann

lasst mich wieder raus hier...

die wissenschaft hat längst geklärt
dass es keine engel gibt
solche wissenschaftler sind nichts wert
sagt leo und wird wild

ein pfleger ihm eine tablette gibt
damit er sich beruhigt
der pfleger ist nicht unbeliebt
und er ist auch nicht schuld

dass gitter vor den fenstern sind
damit kein engel zum leo hinein kann

lasst mich wieder raus hier...

Sigi Maron singt natürlich auf wienerisch. Bei der Übertragung ins Hochdeutsche verlieren die Texte einiges von ihrer Wirkung. Von Sigi Maron sind diverse Schallplatten und CDs erschienen.

Das Lied „ali ewadi zakria" basiert auf einem tatsächlichen Vorfall. Krone und Kurier sind Wiener Boulevardzeitungen.

Sigi Maron

ali ewadi zakria

autos, mopeds, alte säufer
dazwischen hüpfen die verkäufer
kronenzeitung und kurier
umringelt von den autoschlangen
steifgefror'n mit roten wangen
steht ali ewadi zakria

und in jedem neilonsackerl steckt
ein frisch gedrucktes zeitungspackerl
wieviel das muß er erst zähl'n
hinten schreit ein autofahrer
beeile dich du nasenbohrer
ali ewadi zakria

ali rennt und denkt voll grausen
heute wieder nur zwei pausen
und kontrolle jederzeit
für die zeitung ist's bequemer
doch ein freier unternehmer
der bestimmt selbst seine arbeitszeit

ali sagt zu sich ganz leise
zeitungsverkauf ist sich scheisse
und in kaltem zimmer lebt sich's schwer
he das schilling ist zu wenig
glaubst im auto bist du könig

und vom hin und her springen
erschöpft mit kalten steifen fingern
steht er da mit weichen knien
vergisst das er im weg steht
das nächste auto bremst nicht
er ruft zum letzten mal
krone und kurier

autos, mopeds, alte säufer
dazwischen sportlich dauerläufer
kronenzeitung und kurier
überm gesicht ein neilonsackerl
liegt er neben seinem zeitungspackerl
ali ewadi zakria
ali ewadi zakria
ali ewadi zakria
ali ewadi zakria

gestorben für die pressefreiheit
von krone und kurier

Matthias Vernaldi

Dezemberfahrt



Durchs offene Autofenster roch es süßlich. Herbstlaub und ausströmendes Gas von einem fauchenden Häuschen unterhalb des Weges vermischten sich mit Rauch von unsichtbaren Kartoffelfeuern, die ich später in der Felderebene zu den Kasernen hin vermutete. Der Kartoffelfeuergeruch war mir der einzig vertraute. Opa hatte im Herbst mit mir vorm Dorf Drachen steigen lassen und welkes Kraut entzündet, um darin gestoppelte Erdäppel zu schmoren. Der Wald bei Kamsdorf war zu jeder Jahreszeit von harzigen Düften durchzogen, weil er von Nadelbäumen beherrscht war. Der Gestank der verfaulenden Blätter widerte mich gleich zu Anfang an. Selbst im Mai zog er sich durch die Lüfte. Und den Geruch von Gas kannte ich gar nicht. Wir kochten mit dem Kohleherd und Tante Hanne hatte Propangas. Das Stadtgas aber roch nach Sottengrube. „Gute Luft ist hier", sagte mein Vater. Er war mit meiner Mutter zurückgekommen. Mir schnürte es bittersüß den Hals. Gute Luft würde in den nächsten Jahren für mich der Atem von meinem Vater sein, den ich roch, wenn er mich drückte oder trug, und der sauerkratzige Hüttendunst in Kamsdorf. Die Gothaer Waldluft mit einer Spur Gothaer Stadtgas aber war böse Luft, Luft, die durch die enge Kehle nicht in die Lungen wollte. Das Tor öffnete sich und kreischte in seiner Eisenführung. Onkel Hermann fuhr rückwärts in den Hof. Er war riesig und kahl. Ein einzelner Baum stand in einer Ecke, darunter ein großes Mädchen in einem Rollstuhl mit Locken und Brüsten, bei ihr ein anderes Mädchen auf Krücken. (...)

***

Dieser Tag hatte tiefes Oktoberhimmelblau und blendendes Herbstgold zu bieten, rotes Weinlaub an der Fassade und eine beginnende Hofpause. Siebzig Kinder rollerten und humpelten aus dem ockerfarbenen Haus mit den hohen Fenstern. Sie krakeelten, bekamen von einem grauen Tablett, das eine Schwester trug, Fettbrote und kampelten sich. Dann fuhr auf einem gelben Fahrrad ein Mann mit blauer Uniform durchs Tor. Die Kinder jubelten. Bald war er von einer Traube aus Rollstühlen umgeben. Er machte Späße und strich den Kleineren übers Haar. Dann ging er mit einem Packen Zeitungen und Briefen ins Haus. Meine Mutter lächelte und sagte: „Bald bist du auch mit dabei." Der Postbote bestieg wieder sein Rad. Beim Wegfahren hampelte er herum und machte tolle Faxen. „Der muß nicht hierbleiben", dachte ich, „der kann fröhlich sein." Der Handwagen war in Kamsdorf geblieben. Mein Vater nahm mich aus dem Auto und trug mich ins Haus. Die Kinder glotzten ablehnend, schlimmer als die von der Spielstraße. Wir traten in ein schmales Zimmer durch eine grünverhangene Glastür. Dort saß eine Schwester mit gefalteter Haube überm Ziegengesicht. Sie tat freundlich und fragte meine Eltern über mich aus. Alles Sachen, die ich nicht verstand. Nur „Oberschenkelhalsbruch", das verstand ich. Zu Beginn des Sommers hatte mein Vater mit mir einen Ausflug zur Quelle an der Nase machen wollen. Mit dem Handwagen kamen wir auf dem steilen ausgespülten Waldweg nicht weiter. Mein Vater trug mich deshalb. Er stolperte dabei über einen Fichtenstumpf und fiel hin. Ich war eher am Boden als er, und so stürzte er mit seinem ganzen Gewicht auf mich. Das hat der Beinknochen nicht abgehalten und knackste mitten durch. Die Ziegengesichtige lächelte mild: „Da müssen wir aufpassen, daß du nicht nochmal fällst. Wir werden dich anschnallen, daß nichts mehr passieren kann." Dann griff sie zum Telefon: „Herr Wollaseck, bringen sie doch bitte einen Wagen und einen Sicherheitsgurt ins Oberschwesternbüro." Kurz darauf wurde von einem runden grauhaarigen Mann ein Rollstuhl aus Holz und Leder hereingeschoben. Er klebte ein Heftpflaster mit meinem Namen an die Rückenlehne und der Rollstuhl war mein. Im Handwagen saß ich von nun an nur zu Hause in den Ferien, auch dann noch, als ich längst einen Faltrollstuhl hatte, der im Auto transportiert werden konnte. Mein letzter Handwagensommer war 1972. Da hatte ich es schon mit Mädchen. Der Handwagen war von meinem Opa gebaut worden, extra für mich, bequem und geländegängig. Er gehörte zum Daheimgefühl, war die kostbare Ausnahme. Der Rollstuhl dagegen bedeutete Gotha, das nie endende, das sich nach allen Ferien zwingend fortführte. Es fing dann auch gleich das mit dem Essen an. Eine Schwester schob mich in den Spei-

Matthias Vernaldi

geb. 13 Juni 1959 in Pößneck/Thüringen;
Schulzeit in Heimen für Körperbehinderte;
theologisches Fernstudium und anschließend bis 1991 Tätigkeit als Prediger der evang.-luth. Landeskirche Thüringens;
1978 Mitbegründer einer Wohngemeinschaft für Behinderte und Nichtbehinderte in Hartroda;
seit 1994 in Berlin;
Veröffentlichungen seit 1981 in der Kirchenpresse, in Anthologien und im Rundfunk;
Mitglied der Neuen Gesellschaft für Literatur, Berlin, AG Literatur und behindertes Leben.

sesaal. „Alles holzgetäfelt und einen Kamin gibts auch", sagte meine Mutter. „War früher ein Erholungshaus für Görings Offiziere", warf die Schwester hin. Mein Bett, das sie uns zuvor gezeigt hatte, stand gemeinsam mit zwanzig anderen in einem Saal mit Parkett und Deckenstuck. Die gegenüberliegenden Wand wurde von einem riesigen Ölbild eingenommen, auf dem bewaffnete Reiter mit Speeren und Schwertern sich gegenseitig hinmetzelten. „Wenn Sie jetzt gehen würden", schnarrte die Schwester, nachdem sie mich abseits der Tische an ein Fensterbrett geschoben hatte. Meine Mutter und mein Vater und mein Onkel



Hermann mußten abfahren. Jetzt konnte ich das Weinen nicht mehr abwehren. Durch die Tränen sah ich sie ins Auto steigen und vom Hof rollen. Eine junge Schwester hatte einen Teller vor mich aufs Fensterbrett gestellt. „Das geht aber nicht!", schimpfte die andere. „Der ist zu fett. Dem können wir nur eine kleine Portion geben." Der Teller wurde gewechselt. Ich heulte und heulte und rührte nichts an. Die Schwester räumte ab und meinte: „Heute laß ich das noch einmal durchgehen. Aber sonst wird hier aufgegessen. Verstanden?" „Am Sonntag ist Besuchszeit, aber das ist ja schon morgen. Da kommen wir nicht. In der nächsten Woche besucht dich dann Vati", hatten sie beim Gehen gesagt.

***

Der Sonntag ohne sie verlief wie der Nachmittag zuvor: salziges Fernsehgeflimmer, Essen, das ich stehen ließ, Blicke. Links hinter mir stand ein großes Aquarium. Scalare waren drin, auch Zebrafische, Guppys und Schwertträger. Scalare wünschte sich mein Vater immer zu halten, aber unser kleines Vollglasbecken eignete sich nur für Guppys. Das Aquarium hier war bräunlich düster von Algen und absterbenden Pflanzenteilen. Ich verdrehte die Augen, um die Fische beobachten zu können. Kühl blitzten die Segelflossen der Scalare hinter den algenbewachsenen Scheiben auf, ab und an von rotgeschuppten Schwertträgern durchkreuzt. Die meisten im Saal waren wesentlich älter als ich. Ich lag zwischen Albert und Walter. Sie blickten finster und unterhielten sich mit tiefen Stimmen über mich hinweg. Albert hatte einen behaarten Leberfleck neben der Nase und zog häufig Luft zwischen den zusammengepreßten Lippen hindurch, so daß ein furzendes Geräusch entstand. Die Schwestern richteten das Rückenteil seines Bettes auf, damit er sitzen konnte. Weil Walter im Bett nicht sitzen konnte, lag er den ganzen Tag auf der rechten Seite, hatte mir, Albert und dem Fernsehapperat den Rücken zugekehrt. In der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, aus dem er ersah, was sich in seinem Rücken tat. Der Sonntagabend sah mich erstmals ohne Tränen. Ich wurde am Nachmittag im Bett auf die gegenüberliegende Saalseite geschoben, neben Harald aus der siebenten, der ganz schmale Finger hatte und immer hustete. Er war freundlich und redete mit mir, obwohl er ein Freund von Albert und Walter war, denen er ab und an etwas über den breiten Gang zwischen den Bettenreihen zuquäkte.

Nun lag ich unter dem Schlachtbild und hatte das Aquarium vor mir. Es war aber zu weit entfernt, um etwas genauer erkennen zu können. Doch es war mir nun möglich, nach draußen auf den Hof zu sehen. Das sonnige Wetter meiner Ankunft war regnerischer Kühle gewichen. Morgen würde ich in die Schule gehen. Zum Abendbrot gab es für jeden eine ganze Kochschinkenschnitte und eine halbe mit Ei. Ich aß und aus einer stinkenden Plastetasse trank ich Kräutertee.

***

Am anderen Morgen traf mich erstmals Steinbrück. Rotwangig mit grauumwucherter Glatze, grüne Schelmenaugen im Bocksgesicht glich er dem Wassermann in dem blauen Buch, das mir Schwester Gisela geschenkt hatte. Auch die Holzmännl, die nach meines Vaters Erzählungen wie Urmenschen in den Wäldern am anderen Saaleufer gegenüber Kaulsdorf hausen sollten, stellte ich mir ähnlich vor. Er war gedrungen, kräftig, behaart und roch scharf. Nur daß er statt Fellen und Laub den üblichen Weißkittel trug. Der entzauberte ihn wieder, paßte ihn ein in die Schmerzmaschine, machte ihn zu einem ihrer Maschinisten. Seine ruppigen Griffe taten auch entsprechend weh. „Hab dich nicht so." Da war er wie die Schwestern. Ich heulte wieder. Er schob mich vor die Tür in den regnerischen Herbst. „Heul dich erst mal aus." Zum Frühstück holte er mich in den Steinsaal, in dem ich bereits mein erstes Mittagessen mit Tränen gesalzen hatte. Er war düster und kalt wie dieser Montagmorgen: Die Täfelung der Wände bestand aus riesigen fast schwarzen Holzplatten. An einer Wand hing ein großes Brett mit blauem Tuch bespannt, auf das mit Stecknadeln Buchstabe und Bilder geheftet waren. Ich kannte das aus der Kinderstunde von Schwester Gisela, die derart die Geschichten vom Herrn Jesus anschaulich machte. Nur daß es hier nicht so bunt war. Lediglich der Kopf eines Mannes war dargestellt und viel silberne Schrift. Ich versuchte, zu buchstabieren. Das sei Ernst Thälmann, der Arbeiterführer, und der Spruch sei irgendwas mit kämpfen, arbeiten und großer Sache, erklärte mir Achim, als er meine Leseversuche bemerkt hatte. Der Boden war mit großen polierten Kalksteinplatten gefliest, aus denen auch ein großer Kamin gemauert war. Ihr Grau durchzogen feine dunklere Linien, die sich mitunter zu Schnecken ringelten. Ich entdeckte es, weil ich nach unten sah unter Achims Worten und inmitten der vielen Kinder, die mit mir an den drei großen Tischen saßen. Am Wochenende saßen wir zum Essen vereinzelt in unseren Betten, jeder mampfte für sich. Jetzt aber wurden Butter- gegen Marmeladenschnitten getauscht, Späße gemacht, geprügelt. Noch während wir aßen, schoben die Schwestern im großen Schlafsaal alle Betten zusammen. Das fiel ihnen nicht schwer, denn alle hatten Räder an den hohen Beinen. Auf dem freiwerdenden Platz bauten sie Schulbänke, Stühle und eine Tafel auf, die hinter den Betten an der Wand gestanden hatten. Albert wurde im Bett sitzend durch den Steinsaal in den Schulsaal geschoben, wo seine Klasse unterichtet wurde. Die erste Klasse war im Jungensaal. Achim saß mit in den Bänken und der dumme Armin, Bettina mit dem kurzen und dem langen Bein, Niko Eierschecke, Ingolf und Olaf, der keine Knie und Ellenbogen hatte. Unsere Lehrerin hieß Frau Adomeit. Sie hatte sanfte kalt funkelnde Augen und einen hohen runden Dutt aus kastanienbraunem Haar. Alles an ihr war hoch: Ihre Gestalt, ihre Nase, ihre Stimme. Sie redete freundlich und lächelte unentwegt und goldzahnblitzend. Das Lernen fiel mir leicht. In Kamsdorf war ich im Lesebuch bis zu der Seite mit der kleineren Schrift und den Lampions gekommen. Soweit waren die hier noch nicht einmal. Auch das Rechnen bereitete mir keine Schwierigkeiten. Ich konnte alles und wurde gelobt. Schule hätte immerzu sein können. Frau Adomeit hatte schmale helle Hände mit noch helleren Kreidespuren. Die führten ab und an unsere Hände beim Schreiben oder fuhren uns über die eifrig gebeugten Schöpfe. Im großen Ganzen aber blieben sie von uns abstinent, nicht wie die gierigen roten oder gelblich verhornten Hände der Schwestern und anderer weißer Kittel. Schule hätte immerzu sein können. Da legte sich meine Angst, die mich zunächst ständig belauerte, mich ansprang bei jedem An- und Ausziehn, Waschen und Heben.

***

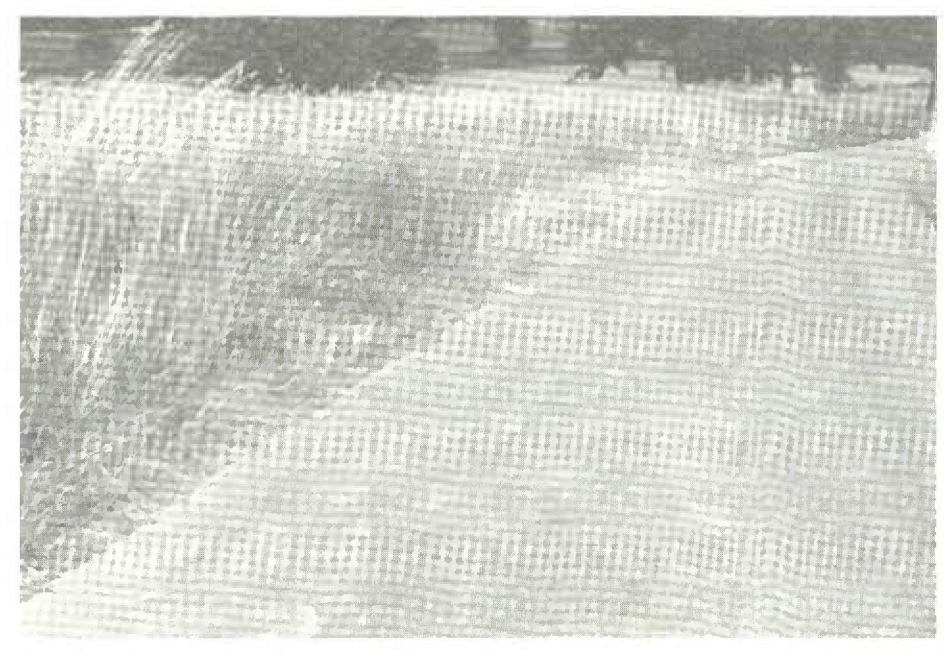
Am Freitagabend lugte Steinbrück mit glimmenden Augen und einem Bocksgrinsen durch die Tür in den Schlafsaal. „Hej, ihr Potschuns", brüllte er. „Sagt der Welt adé. Ihr werdet geschlachtet!" Die Gebrüder Potschun lagen am anderen Ende des Saals. Der ältere hatte schon einen Bartflaum unter der langen Nase

und lachte verstört mit tiefer Stimme. Der Kleine hingegen, dick und tapsig wie ein Teddy, schaute seinen Bruder erschrokken an. Steinbrück sprang und trampelte hart durch den halben Saal in ihre Richtung und schrie: „Ihr Potschhühner kommt jetzt in die Suppe!" Der Saal johlte: „Die Hühner in die Suppe, jawohl!" Der Kleine verkroch sich bei seinem Bruder unter der Bettdecke. „Bäh!", machte der in Richtung des Schlächters und streckte ihm die Zunge heraus. Doch als Steinbrück auf ihn zuschritt, ihn packte und Huckepack nahm, bekam er entsetzensweite Augen, die sich mit Wasser füllten. „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! Es war so schön, so schön", sang Steinbrück, als er ihn durch den Saal schleppte, und winkte mit der freien Hand, mit der er nicht die Hände des Opfers auf seiner Brust in eiserner Fessel hielt. Bald sangen alle mit. Der große Potschun warf den Kopf nach hinten, heulte und jammerte laut mit weittragendem Männerbaß. Im Bett schrillte durchdringend der Kleine und versuchte, sich noch tiefer in Decke und Kissen zu vergraben. Ich saß starr. Werden die zwei jetzt wirklich...? Schmeckt deshalb das Essen so eklig? Kann nicht auch ich an die Reihe kommen? Harald lachte tonlos mit zusammengekniffenen Augen und streckte wie beim Husten die Zungenspitze heraus: „Der denkt wirklich, er wird geschlachtet. Der ist vielleicht doof, der Potschun. Der müßte doch wissen, daß heute gebadet wird." Jetzt begriff ich. Steinbrück machte sich und uns einen Spaß. Er war wohl wie Onkel Bertram, der Gisbert, Martina und mich so lange zeckelte, bis wir heulten. Ich sah es seinen rotglühenden Wangen und seinen lustigen Augen an. Erleichtert stimmte ich mit ein: „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! Es war so schön, so schön." Doch so dumm war der große Potschun nicht. Er war schon länger hier als ich und wird Dinge erlebt haben, die dem Geschlachtetwerden nahe lagen.

★★★

Gleich in den ersten Tagen kam in der Mittagsruhe eine freundliche junge Frau an mein Bett. Ich strahlte, denn sie legte nicht die grämliche Härte an den Tag wie die Schwestern. Sie stellte sich mir als Fräulein Fink vor, und es freute mich, daß sie mit mir turnen wollte. Nach einigen Armübungen fing sie an, mir die Knie durchzudrücken. Zuerst wimmerte ich nur. Bald schrie ich zum wachsenden Schmerz. Die Krankengymnastin legte mir das Kopfkissen aufs Gesicht, damit ich die anderen nicht bei der Mittagsruhe störte, und drückte weiter. Am nächsten Tag schlich eine Schwester in den Unterricht, griff unterm bedauernd zustimmenden Nicken von Frau Adomeit nach mir und schob mich selten behutsam aus dem Zimmer. Schulstille herrschte in den Sälen, getragen von den Lehrerstimmen hinter den Türen. Dahinein sangen meine Quietschreifen und pochte der Takt des Schwesternschrittes. Wortlos stellte sie mich an der breiten Treppe ab und ging. Graues Herbstlicht im Aufgang. Kurze Zeit eine Stille, die das Laubrascheln vom Hof und einen tropfenden Wasserhahn im Waschraum hörbar machte. Schließlich wurde sie aufgelöst von polternden Schritten. Von oben kam ein Mann, ein Weißkittel. Er sagte, er sei Doktor Stohner, nahm mich aus dem Rollstuhl und trug mich hinauf. Ich jammerte, weil er mich so hielt, daß mir die Arme weh taten. Doch er achtete nicht darauf. Der Chefarzt Doktor Dömling untersuchte mich in seiner Dachstube mit dem versammelten Ärztekollektiv. Neben Doktor Stohner waren ein junger bulgarischer Arzt und Frau Dr. Blauerer anwesend, außerdem Frau Fengler, die Sekretärin, eine kleine bucklige Frau, die mit einem beleidigten Gesicht in der Ecke saß und laut eine Schreibmaschine behämmerte. Die Ärztin zog mich aus. „Babyfüße", stellte Doktor Stohner fest und drückte mit den Fingern auf meinen Füßen herum, daß es ganz weh tat. Babyfüße hatte er gesagt. Tatsächlich - sie sahen aus wie die Füße von Claudia: rund, kurz und rosig, nur eben größer. Gisbert hatte ich schon oft darum beneidet, daß er Füße hatte wie Erwachsene: mit schön geschwungenen Zehen und spielenden Sehnen am Spann. Worte fielen, die etwas von mir sagen sollten: Progressive Muskeldystrophie, Skoliose, Kontrakturen; Worte kalt und hart wie das Reflexhämmerchen, mit dem Doktor Stohner mir vor die Knie drosch. Doktor Dömling hatte seinen Hund mit im Untersuchungsraum. Ich war von Hunden begeistert. Aber der Pudel war wie die anwesenden Ärzte. Seine Augen hingen an dem Chefarzt. Mich nahm er nicht wahr. „Ganzgipsbett", näselte Doktor Dömling und gab dem Hund ein Würstchen. Der wedelte artig und verschwand schmatzend unterm Schreibtisch. Das Ärztekollektiv nickte. Bald darauf lugte Steinbrück um die Ecke. Aber dieses Mal brannte kein grünes Schelmenfeuer in seinen Augen. Sein Gesicht war grau und hart und sein Blick suchte nicht den meinen. Er schaute zu Boden wie ein bockiges Kind, das gegen seine Überzeugung gezwungen war, sich zu entschuldigen. Er hatte Schurz und Stiefel aus Gummi an. Ruppig nahm er mich Huckepack und schleppte mich in den Keller. Dort zogen auch die Ärzte Gummischürzen über. Ich wurde nackt auf eine Pritsche gelegt und auf den Bauch gedreht. Dann drückten alle Hände im Gipskeller an meinem Körper herum. Ich wurde gerichtet. Alles Krumme und Verwachsene bekam eine übliche Form. Es reichte ihnen nicht, Beine und Rücken auf die harte Unterlage zu pressen. Erst mit einer Rolle unter den Knien gelang es, meinen Hintern sowie Füße und Beine derart durchzudrücken, daß sie den Vorstellungen der Ärzte entsprachen. Die Schmerzen rasten schlimmer als im Sommer nach dem Sturz im Wald. Brüllen, Krietschen, Spucken, Jaulen, Betteln. „Nein, nein, nein, bitte nicht! Bitte, bitte aufhören!" Kein Erbarmen. „Mutti, Mutti, Hilfe! Herr Jesus, laß es aufhören, bitte!" Nichts hörte auf. Sie packten mich in Gips. Der mußte aushärten. Zwanzig Minuten ewige Qual und Verdammnis. Ungehört vergellte mein Schreien. Dann war die Gipsschale fertig. Nach ein paar Tagen brachte Steinbrück sie an mein Bett. „Wirst dich schon dran gewöhnen", sprach er in mein entsetztes Gesicht. Jede Nacht wiederholte sich nun das Gerichtetwerden. Die Spätschicht band mich in die Schale, und erst die Frühschicht befreite mich daraus. Der geballte Schmerz der Höllenminuten verteilte sich lediglich in sanfterer Dosierung auf die zehn Nachtstunden. Er war immer noch so stark, daß ich kaum schlief und vor mich hinzuwimmern begann, wenn die Erschöpfung mir etwas Schlaf brachte. Schon nach der ersten Nacht hatte ich Druckstellen an den Fersen. Sie wurden verbunden. Ein Grund, mir das Gipsbett zu erlassen, waren sie nicht.

Dieser Text ist ein Kapitel aus dem gleichnamigen Buch von Mathias Vernaldi, das voraussichtlich im Oktober beim Palette Verlag Bamberg erscheint (Mit freundlicher Genehmigung des Autors).



Katrin und die Quietschboys:

„Nee! Nee, Das ist der Rock'n Roll!"



Ob wir jemals mit einem Hit in der gleichnamigen Parade landen, ist eher unwahrscheinlich. Aber wer uns schon mal livehaftig erlebt hat, wird dieses Ereignis vielleicht eine Weile im Gedächtnis behalten, uns vielleicht ganz interessant gefunden haben und hat sich hoffentlich nicht allzu sehr gelangweilt. So könnte es auch dem Publikum gegangen sein, das trotz eines Fußball-WM-Spiels - das zur gleichen Zeit stattfand - unser Konzert im Marburger Kulturladen KFZ miterleben konnte.

Die Rede ist hier von einem Auftritt der Rock'n Roll Band „Katrin & die Quietschboys". Diese Band stellt den Versuch dar, mit Behinderten und Nichtbehinderten gemeinsam eine Rock'n Roll-Show zu realisieren.

Die Atmosphäre eines Live-Konzerts und das Auftreten dieser Band mit dem Medium der Schriftsprache wiederzugeben, ist etwa so schwierig wie die Beschreibung einer Wendeltreppe ohne Zuhilfenahme der Hände. Im folgenden soll dennoch der Versuch unternommen werden, zu klären, wie es „dazu" kommen konnte. Ein paar Bemerkungen zum Verhältnis von behindertenpädagogischer Arbeit und populärer Kunst (insbesondere Musik) sind dabei nicht zu vermeiden.

Eigentlich hatte alles ganz harmlos angefangen. Im Jahre 1983 bildete sich an einer Schule der Hessischen Diakonieeinrichtung Hephata in Schwalmstadt ein Musikarbeitskreis. Er war eingerichtet worden, um denjenigen Schülern (der Schule für Geistigbehinderte), die entweder ein besonderes Interesse oder ein außergewöhnliches Talent für Musik zeigten, ein Betätigungsfeld zu bieten. Einmal in der Woche traf sich dieser Musikarbeitskreis. Als Instrumentarium dienten im wesentlichen die Orff-Instrumente und Gitarren, aber auch eine Elektroorgel, die von einem Schüler bedient wurde.

Schon bald wurde deutlich, wo die Vorliebe aller Bandmitglieder lag: Dies war ohne Zweifel die Populär-Musik in ihrer ganzen Spannbreite. In dieser Zeit gab es im Bereich der Pop-Musik die „Neue Deutsche Welle", die auch diesen kleinen Musikarbeitskreis erfaßte. Die Stücke und Lieder eigneten sich sehr gut, da sowohl die Texte als auch die Musik relativ leicht nachzuspielen waren. Einige Lieder von NENA („Leuchtturm") von TRIO („Ich mach Bubu, was machst Du?", „Dadada") gehörten zum festen Bestandteil des Repertoires. Schon damals fingen wir an, die Texte zu verändern und für unsere Belange zuzurichten. Aus dem SPIDER MURPHY GANG-Hit „Mir soan a bayrische Band" wurde natürlich „Wir sind eine Schülerband". Aus der Textstelle „... ich kann den Leuchtturm nicht mehr sehen" wurde „... ich kann Nena nicht mehr hören."

Zweifelhafter Höhepunkt der Anfangsphase dieser Schülerband war ein Auftritt beim tradtionellen Weihnachtsmarkt und Kaffeetrinken in der Pausenhalle der Schule. Aus Mangel an eingeübten Weihnachtsliedern konnten wir natürlich nur unser Repertoire darbieten, und dies taten wir mit frisch erworbenem Verstärker, der der besinnlichen Weihnachtsatmosphäre ein abruptes Ende setzte. Es zeugte von großer Toleranz der Zuhörer, daß die Kuchenstücke in den ca. 100 Mündern und nicht auf der Bühne landeten. Dennoch wurde ein Mensch, der bei dem Stück „Marmor, Stein und Eisen bricht" begeistert in die Hände klatschte, mit strafenden Blicken bedacht.

Doch schon ein Jahr später hatte sich Entscheidendes getan. Aus dem kleinen Musikarbeitskreis war eine „Bigband" geworden, die bald die Mitgliederzahl einer Fußballmannschaft erreichte. Musikalisch hatte sich die Schülerband nun ganz der elektrisch verstärkten Rock-Musik verschrieben und steht seit dieser Zeit buchstäblich unter Strom.

Der entscheidende Schritt in diese Richtung war das Erscheinen von Arno, der 1984 einen Arbeitsplatz in der Werkstatt der Einrichtung gefunden hatte und in der Berufsschule von Hephata unterrichtet wurde. Schon bald entpuppte sich Arno als ausgezeichneter Musiker und nach der Anschaffung eines Schlagzeugs als exzellenter Drummer. Außerdem kam Reinhard Krech - ein neuer Lehrer, der schon Erfahrungen mit Rock-Musik gemacht hatte und hervorragend Elektrogitarre spielt - an die Schule.

Wichtig war uns von Anfang an die Teilnahme eines „nichtpädagogischen" Bandmitglieds, das uns neue Horizonte des musikalischen und menschlichen Zusammenwirkens eröffnen konnte. In den ersten Jahren der Band war das ein Schüler, der sich für die Arbeit mit Behinderten interessierte und schon Banderfahrung gesammelt hatte. An seine Stelle ist ein Student getreten. Sie haben beide das Bandleben in vielerlei Hinsicht bereichert.

Wie im Showgeschäft üblich, bekam die Band einen amtlichen Namen. Wir entschieden uns für „Katrin & die Quietschboys". Dies geschah in Anlehnung an die legendären BEACH-BOYS und die Tatsache, daß unsere Sängerin (die einzige Frau in der Gruppe) mit Vornamen Katrin heißt. Erst Jahre später erfuhren wir von der gleichen Namensgebung in der Kindersendung „Hallo Spencer".

Durch die regelmäßig stattfindenden Proben wuchsen nicht nur das Gemeinschaftsgefühl und Selbstbewußtsein der Gruppe, sondern auch die musikalischen Qualitäten und letztendlich auch der Repertoireumfang. „Katrin & die Quietschboys" sind mittlerweile in der Lage, eine Zeitspanne von 120 Minuten problemlos mit Rock'n Roll-Musik auszuschmücken. Das Repertoire geht weit über 20 Stücke hinaus. Meist sind es „Rock'n Roll Evergreens" oder aktuelle Hits, die so verändert wurden, daß der Text einen Inhalt bekommt, der für die Lebensrealität der Bandmitglieder relevant ist. So heißen die Stücke z. B. „Mist gebaut" (ehemals „Twist and shout"), „So ein Pech („Jumping Jack Flash") oder „Es hat keinen Sinn" („Mighty Quinn"). Ein großer Teil der Stükke handelt von der Band selbst. Nahezu 60 % der Bandmitglieder sind mit einem eigenen Song bedacht. So gesehen, nehmen sich die Quietschboys und Katrin sehr wichtig.

Bei den Auftritten wird darauf geachtet, daß jedes Bandmitglied zur Geltung kommt und seine Fähigkeiten und seine Persönlichkeit in den Mittelpunkt des Geschehens rücken kann.

Zu den Highlights der Show gehören u. a. die einmaligen Ansagen und das Schimpfsolo von Thomas, das aufsehenerregende Kuhglocken-Solo von Andreas, die sanften Einleitungen von Oli, das Mundharmonika-Solo von Katrin, die tänzerischen Darbietungen von Go-Go-Boy Reinhard, die Sambatrillerpfeifen-Einlage von Arnos kleiner akustischen Tierschau, das Gitarren-Babysitting von Andreas Larry, die Fingerakrobatik des Bassisten Wieland Appelbaum und die Verzauberung eines schnöden Wimmerscheits in eine Harfe, die der Sologitarrist Reinhard Knäckebrot regelmäßig in den Konzerten vornimmt.

Es ist nicht ihre Perfektion, was die Show der „Quietschboys" ausmacht, sondern die Originalität, Spontaneität und Spielfreude, mit der die Band auf der Bühne agiert. Die Frage, ob jemand behindert oder nichtbehindert ist, verliert dabei an Bedeutung. Bei einer Veranstaltung in Frankfurt wollte eine FAZ-Journalistin nach dem Konzert von uns wissen, wieviele Behinderte denn nun eigentlich in der Band mitwirkten. Wir haben es ihr nicht verraten; mit der Begründung, dies sei ein Betriebsgeheimnis und wir waren sehr froh, daß es uns zumindest manchmal gelingt, eine Situation zu schaffen, wo der Unterschied zwischen Behinderten und Nichtbehinderten nicht im Vordergrund steht.

Schon bald nach der Umorientierung in Richtung Rock'n Roll wurde die Band auch außerhalb der Schule und der Einrichtung bekannt und engagiert. Der erste Auftritt außerhalb fand 1985 im 45 km entfernten Marburg anläßlich einer Feier der „AG-Freizeit" statt.

Seitdem hat die Band viele Auftritte gemeistert, die auch weit über den „Schonraum sonderpädagogischer Toleranz" hinausgingen. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang war mit Sicherheit unser Konzert in der Justizvollzugsanstalt in Schwalmstadt-Ziegenhain, wo wir vor ca. hundert erwachsenen Männern musizieren sollten und es nach kurzer Zeit schafften, daß die komplette Mannschaft den Rhythmus mitklatschte und die Band an Lautstärke fast übertönte. Nach dem Auftritt sprach uns ein Mann aus dem Publikum an. Er teilte uns mit, daß er sich besonders darüber gefreut habe, daß bei diesem Auftritt sich mal eine Randgruppe um die andere gekümmert habe. An diesem Nachmittag waren es jedenfalls nicht die Behinderten, die dankbar und passiv etwas entgegennehmen „durften". Dieser Sachverhalt trifft für alle Quietschboys-Konzerte zu. Man könnte noch viele Seiten mit Anekdoten und Backstage-Stories aus dem Leben und Wirken der Quietschboys füllen. Hier seien nur kurz unsere Auftritte in Norddeutschland, unser Playbackradioauftritt, die Berlin-Tournee (ein halbes Jahr später fiel die Mauer!) und unsere Konzerte in Nordrhein-Westfalen erwähnt. Sie haben uns im ganzen Bundesgebiet bekannt gemacht.



Wo die Quietschboys und Katrin erscheinen, werden sie in der Regel (fast wie Stars) mit viel Respekt und Ehrfurcht empfangen. Was uns von unseren Musikerkollegen unterscheidet, ist die Tatsache, daß selbst nach acht Jahren noch immer keine Arroganz und Starallüren aufkommen.

Leider gibt es auch einen unerfreulichen Grund für die Originalität der Quietschboys. Es ist die Tatsache, daß es so wenige Bands dieser Art gibt. Mir ist nur „Bernies Presslufthammershow" aus Marburg und die „GHW-Combo" aus Kassel bekannt.

Wird von Behinderten und Musik gesprochen, so fällt mit Sicherheit im gleichen Atemzug das Wort „Therapie". Behinderten wird in diesem Zusammenhang ein fast mystisches Verhältnis zur Musik zugesprochen.

Allerdings ist meist nur ein bestimmter Ausschnitt aus den vielen Möglichkeiten und Formen von Musik gemeint. Es ist nicht Musik, die eine beruhigende (ruhigstellende?) und besänftigende Wirkung auf Behinderte haben soll. Es ist wohl unbestreitbar, daß die große Mehrheit der Jugendlichen Rock-Musik als ihre Lieblingsmusik bezeichnen würde. Im Musikunterricht der „Regelschule" und in der Musikdidaktik wird diesem Sachverhalt schon seit langem Rechnung getragen. Im Bereich der Sonderpädagogik und insbesondere der Geistigbehindertenpädagogik findet auch in diesem Zusammenhang immer noch weitgehend eine gesonderte Behandlung statt.

Rock-Musik ist von ihrem Ursprung her die Musik von Randgruppen, eine Ausdrucksform von Subkultur. Sie galt lange Zeit als verrucht, unseriös oder einfach trivial und gehörte damit zu den sogenannten schädlichen Einflüssen. Immer noch verstehen Pädagogen in der Behindertenarbeit ihre Hauptaufgabe darin, Behinderte vor „schädlichen" Einflüssen zu schützen. Welche Einflüsse schädlich sind, entscheidet in der Regel die Lebenseinstellung der jeweiligen Pädagogen.

Anläßlich einer Faschingsfeier, bei der die Quietschboys aufspielten, wurden wir von einer Ärztin dringend aufgefordert, die Musik leiser zu machen. Begründung: „Das sind doch Behinderte ..." Hier soll nicht bedenkenlos für unbegrenzt laute Beschallung plädiert werden. Sie ist auf Dauer zweifellos schädlich, und es sollte sehr vorsichtig damit umgegangen werden, doch dies trifft auf alle Menschen gleichermaßen zu. Behinderte bekommen selbst in dieser Frage eine Sonderrolle zugesprochen, was mitunter soweit geht, daß bestimmte Theorien und Vorstellungen ernstlich behaupten, Rock-Musik mache Behinderte aggressiv, unausgeglichen und überflute sie mit zu starken Reizen.

An diesen Vorstellungen, die zunächst nichts anderes sind als Vorurteile, wird auch dann festgehalten, wenn die Realität ganz anders aussieht. Man läßt sich seine Vorurteile doch nicht durch die Überprüfung in der Praxis verderben.

Im Musikunterricht an Geistigbehindertenschulen wird daher auch bei älteren SchülerInnen immer noch das Kinderlied hochgehalten. So werden behinderte Jugendliche im Unterricht von der Teilhabe an einer sozialrelevanten Kulturform (... und Rock-Musik ist dies mit Sicherheit) ausgeschlossen.

Das aktive Musizieren mit Behinderten wird oft mit der Frage der Förderung verbunden; es gibt kaum eine Situation, wo Pädagogen nicht fragen: „Was ham' se dabei gelernt?"Wir haben im Laufe der langen Bandgeschichte von „Katrin & die Quietschboys" die Erfahrung gemacht, daß die Lebensqualität vor lauter „Förderei" oft verloren geht.

Wir haben in den Proben irgendwann einmal aufgehört, ständig die Frage nach dem Lernzuwachs zu stellen oder permanent den Viertel-Takt und den Off-Beat zu üben, und sind dazu übergegangen herauszufinden, welche Fähigkeiten und Bedürfnisse jedes Bandmitglied für das Gelingen einer Vorstellung mitbringt. Wir haben dann sehr schnell festgestellt, daß jedes Bandmitglied mit seiner Persönlichkeit etwas zu einer Rock'n Roll Show beitragen kann.

Indem nicht mehr nur auf Förderung und die Erreichung von Lernzielen gestarrt wurde, hatten alle viel mehr Spaß, und es konnte endlich richtig losgehen.

Für zweifelnde Pädagogen nebenbei bemerkt: Wahrscheinlich haben alle Mitglieder der Band (nicht nur behinderte Mitglieder) in den alldonnerstäglich stattfindenden Proben und auf den Tourneen mehr Lebens- und Lernerfahrung gemacht, als dies in einem Unterricht mit verkrampftem Festhalten an irgendwelchen Lernzielen jemals möglich gewesen wäre.

Die Nichtpädagogen und auch solche Zuschauer unserer Konzerte, die bislang nichts mit Behinderten zu tun hatten, werden vielleicht nach einem Quietschboys-Auftritt auch eine Lernerfahrung und Erkenntnis gemacht haben; nämlich die Erkenntnis, daß Behinderung nicht gleichzusetzen ist mit Kummer (Sorgenkind!), Leid und Elend, sondern sehr wohl etwas mit Spaß, Lebenslust und Lebensfreude zu tun haben kann.

Vielleicht leisten „Katrin & die Quietschboys" damit einen kleinen Beitrag gegen solche Auffassungen, die das Lebensrecht Behinderter in Frage stellen wollen.

HANS-KONRAD LORCH, MARBURG

Wer Lust hat, uns livehaftig zu erleben oder uns gar engagieren möchte, kann sich an folgende Adresse und Telefonnummer wenden:

Katrin & die Quietschboys
c/o Herman Schuchard
Schule (Hephata)
34613 Schwalmstadt-Treysa
Tel.: 06691-18136

Der vorstehende Text ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Leben auf eigene Gefahr", das in diesen Wochen beim Verlag der AG SPAK erscheint (Mit freundlicher Genehmigung des Verlags). fib e.V.: Leben auf eigene Gefahr. AG SPAK Verlag München. Preis: 29,80 DM

Um die eigene Sprache kämpfen

Einsichten einer Hörenden

Die Autorin des folgenden Beitrags ist selber nicht gehörlos; sie arbeitet beruflich mit Gehörlosen. Ursprünglich wollte sie eineN selbst GehörloseN für diesen Artikel gewinnen, was aber aus terminlichen Gründen leider nicht möglich war. So beschreibt sie nun selber ihre Erfahrungen aus der Sicht einer engagierten Nichtbehinderten. Da sie befürchtet, daß ihr Arbeitgeber diese Sicht nicht teilt, möchte sie anonym bleiben *(d. Red.)*.



Genau das, was Ihr nicht wollt: Eine Nichtbehinderte, die professionell mit Behinderten zu tun hat, schreibt über Behinderte. Eine Hörende schreibt über Gehörlose. Warum ich diesen Artikel trotzdem schreibe: Ich finde es wichtig, daß Andere etwas über Gehörlose erfahren.

Aber ich möchte vermeiden, daß ich über etwas schreibe oder urteile, was ich nicht wissen kann (z.B. wie sich Gehörlose fühlen oder was für sie das Beste ist). Deshalb schreibe ich, wie ich Gehörlose in den drei Jahren, in denen ich jetzt intensiven Kontakt habe, kennengelernt habe: was für mich ihre Kultur kennzeichnet und was ich über deren Geschichte weiß. Das Ganze wird sehr subjektiv, dennoch hoffentlich informativ werden, o.k.? Besser offen subjektiv, als vermeintlich objektiv, oder!?

Als ich das erste Mal Kontakt mit Gehörlosen hatte, dachte ich mir: „Stelle ich mir schon schlimm vor, keine Musik hören zu können, oder die Durchsage am Bahnhof nicht mitzubekommen. Manchmal ist es bestimmt auch gefährlich, wenn z.B. ein Auto von hinten heranrast und ein Gehörloser erkennt die Gefahr nicht. Aber ansonsten - lieber nicht hören als nicht sehen können." Daß Gehörlosigkeit noch viel weitreichendere Konsequenzen hat, wurde mir ziemlich schnell klar:

Ich stand in einem Kreis zusammen mit 5 Gehörlosen. Sie unterhielten sich in Gebärden und ich bekam rein garnichts mit. Ein paar Blicke trafen mich. In mir krochen ungute Gefühle hoch, z.B. Mißtrauen: „Die reden bestimmt gerade über mich", oder Scham: „Und du willst für Gehörlose arbeiten und kannst nichtmal ihre Sprache", oder Unsicherheit und Ärger: „Die wollen garnichts von mir, ich bin hier völlig fehl am Platz. Bin's wohl nicht wert, daß man sich mit mir beschäftigt oder was!? Am liebsten würde ich abhauen."

So ungefähr muß es Gehörlosen tagtäglich gehen. Nur mit dem Unterschied, daß sie nicht vor der Konfrontation mit der übermächtigen hörenden Gesellschaft und deren diskriminierendem Verhalten fliehen können. Selbst in speziellen Gehörlosen-Einrichtungen wie Kindergarten, Schulen, Internat/Wohnheim, Beratungsstellen, werden Gehörlose von Hörenden betreut. Da fast alle diese Hörenden nur ungenügend gebärden können, treffen selbst in Gehörlosen-Einrichtungen zwei Welten zusammen, ohne sprachlichen und damit persönlichen Zugang zueinander zu haben. Aber das macht garnichts, denn oberstes Ziel in der Erziehung von Gehörlosen ist sowieso die „Förderung der Integration" in die hören-

de Gesellschaft. So werden die Gehörlosen von Hörenden erzogen, die oft ohne das nötige Gehörlosenspezifische Vorwissen Vorbildfunktion einnehmen und hörende Kultur vermitteln, soweit es das kommunikationsarme Verhältnis zu den Gehörlosen zuläßt. Es gibt bislang keine gehörlosen Gehörlosen-ErzieherInnen und nur sehr wenige gehörlose LehrerInnen. Bei wem sollen die jüngeren Gehörlosen denn abschauen, wie die erwachsenen Gehörlosen mit ihrer Behinderung, ihrem Leben mit der Behinderung, etc. umgehen (90% aller Gehörlosen haben hörende Eltern)? Und - nochmal Integration: Gehörlose werden von klein auf in Lautsprache (Wortschatz, Grammatik, Rechtschreibung, Mundablesen, Artikulation...etc.) trainiert und benotet. Das Motto lautet also: Gehörlosigkeit ist eine Behinderung, die unter allen Umständen kompensiert werden muß.

Konsequenterweise beendet ein Großteil der Gehörlosen die Gehörlosen-Schule ohne ausreichende Deutschkenntnisse und verständliche Artikulation. Mundablesen ist zwar eine wichtige Kommunikationshilfe, aber zu anstrengend und uneindeutig, als daß allein damit die Kommunikation mit Hörenden funktionieren könnte.

Hier soll etwas von den Gehörlosen kompensiert werden, was mit diesen Mitteln gar nicht kompensiert werden kann. Integration Behinderter wird verstanden als Anpassung ans „Normale“. Und wenn das schon nicht möglich ist, wird von den Nicht-“Normalen“ zumindest Zurückhaltung und Dankbarkeit erwartet für die Förderung, die ihnen von den Nichtbehinderten zuteil wird. Schließlich kostet das ja alles eine Menge Geld und wir Nichtbehinderten haben es im Leben auch nicht so einfach: wir müssen kämpfen, etwas leisten und dürfen nicht aufmucken, wenn wir unser Leben erfolgreich meistern wollen.

Vielleicht ist es diese leistungsbezogene, angstgesteuerte Menschensicht, die Ende des 19. Jahrhunderts hinter dem Verbot der Gebärdensprache in Unterricht und Freizeit an Gehörlosenschulen und Internaten und der Einführung der oralen Erziehung in ganz Europa stand. Die SchülerInnen sollten rein durch Mundablesen Lautsprache verstehen lernen. Gebärden wurden verboten mit der Begründung, daß Gehörlose, sobald ihnen die Möglichkeit offen stünde zu gebärden, keinerlei Motivation mehr für den Lautspracherwerb aufbringen. Die Angst vor dem Unbändigen der Körperlichkeit war es sicherlich auch, die diese körperbetonte, bewegte, unmittelbar über Mimik Gefühle ausdrückende Gebärdensprache für die meisten Menschen unerträglich machte. Diese Ausdrucksweise mußte gezähmt werden, „denn statt sich an den Geist zur richten, wenden sich Gesten an die Vorstellungskraft und die Sinne“ (Präsident des „Mailänder Weltkongreß zur Verbesserung der Wohlfahrt der Taubstummen“, 1880, in seiner Einführungsrede). Für viele hörende Eltern ist es ganz einfach auch schwierig zu akzeptieren, daß sie sich mit ihren Kindern nicht in ihrer eigenen, „wohltemperierten“ Sprache verständigen können. Es wundert auch nicht, wenn hörende Eltern sich bei der entsprechenden Beratung von Gehörlosen-Pädagogen für die orale Erziehungsmethode entscheiden: „Gebärde auf keinen Fall mit Deinem Kind, sonst lernt es die Lautsprache nie!“, was oft dazu führt, daß die Kommunikation zwischen Eltern und gehörlosem Kind nie über basale Dinge wie „Hast Du Hunger?“ oder „Ich gehe jetzt weg.“ hinausgeht.

Bis heute ist die Gebärdensprache in Deutschland nicht als vollwertige Sprache anerkannt. Damit fehlt immer noch die Voraussetzung, um bilingualen Unterricht in Gehörlosenschulen (also Deutsch mithilfe Gebärdensprache, andere Fächer in Gebärdensprache etc...) durchzusetzen. Eine Untersuchung ergab, daß von 22 Gehörlosenlehrern 11 rein oral, mit Hilfe von sog. Lautgebärden (Erklärung folgt sofort) unterrichten, 8 LehrerInnen unterrichten mit Hilfe von Lautsprachbegleitenden Gebärden (LBG) und nur 3 LehrerInnen beherrschen - nach ihren eigenen Angaben wenig - die Deutsche Gebärdensprache (DGS).

Lautgebärden kommen aus dem Artikulationsunterricht. Für „H“ z.B. nimmt man die Hand vor den Mund, um den herausströmenden Atem an der Handinnenfläche zu spüren. LBG bedeutet, daß zu jedem Wort, entlang der deutschen Lautsprachgrammatik, eine Gebärde gemacht wird: LBG ist also Lautsprache, die visualisiert wird. LBG zu verstehen, ist für Gehörlose mit erheblichen Problemen verbunden, da die Grammatik und der Wortschatz ihnen so fremd ist (wahrscheinlich noch fremder), wie uns Chinesisch. DGS ist eine visuelle Sprache, die den Gesetzen des Raumes, der Mimik, der Handstellung, Gebärdenrichtung, -zeichen, etc. folgt und deren Struktur und Grammatik mit der der Deutschen Lautsprache absolut nichts zu tun hat. Ein Beispiel? In LBG sagt und gebärdet man zu jedem Wort: „Wie geht es Dir?“ In DGS macht man, um das auszudrücken, die Gebärde für „wohlfühlen“, nämlich: mit der flachen Hand langsam die Brust hinunterstreichen. Dazu kommt noch die Frage-Mimik und -Haltung: Kopf etwas nach vorne neigen, Lippen leicht schürzen (wie bei einem etwas breiten Kuß) und die Augenbrauen nach oben ziehen. In Lautsprache ewig lang beschrieben - in DGS eine Gesamtbewegung.

Angesichts der unangemessenen sprachlichen Übermittlung der Lehrinhalte in der Gehörlosenschule ist es nur logisch, daß die Gehörlosen dort zumindest weniger Wissen mitbekommen, als dies möglich wäre; auf diese Weise werden Gehörlose erst tatsächlich „behindert“. Spätestens nach der Schule ist dann fast allen die Lust auf Verbesserung ihrer Lautsprachkompetenzen, geschweige denn auf die Lektüre eines Buches, vergangen.

Das ist umso fataler, weil Gehörlosen auch andere Informationen, da in Lautsprache übermittelt, nicht zugänglich sind: Kein Radio und Fernsehen, keine Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, keine Vorträge, Vorlesungen, keine Beratung beim Einkauf, Rechtsanwalt, Versicherungsmakler und und....

An den fehlenden Möglichkeiten liegt es nicht. Natürlich gibt es GebärdensprachdolmetscherInnen. Sie können z.B. die Tagesschau, Podiumsdiskussionen u.a. Live-Acts im Fernsehen und Vorträge etc. dolmetschen. Oder sie übersetzen den Gehörlosen die Erklärungen des Rechtsanwalts und diesem wiederum die Wünsche des gehörlosen Mandanten.

Schlecht ist leider „nur“, daß es immer noch viele Einsatzgebiete gibt, in denen die Gehörlosen ihre DolmetscherInnen selber bezahlen müssen. Und selbst wenn es Kostenträger gibt, müssen Gehörlose häufig aufwendig um die Kostenübernahme kämpfen. Schlecht ist auch, daß es noch immer viele Gehörlose gibt, die den Leistungsgedanken so verinnerlicht und ihre Behinderung sowenig akzeptiert haben, daß sie lieber nichts verstehen und immer freundlich lächelnd mit dem Kopf nicken, bevor sie eine/-n GebärdensprachdolmetscherIn beauftragen.
Schlecht ist auch, daß im Fernsehen nur sehr wenige Sendungen und Tagesschauen untertitelt werden, kaum jemals eine Podiumsdiskussion in Gebärden gedolmetscht wird und nur wenige Spielfilme untertitelt werden. Weder die Fernsehanstalten noch sonst irgendwer will dafür die Kosten übernehmen. Schlecht ist auch, daß es in den meisten Fernsehprogrammen bestenfalls eine spezielle Sendung gibt, in der sicher nicht die Wünsche und Bedürfnisse aller Gehörlosen erfüllt werden können. Mensch stelle sich vor, er könnte vielleicht einmal in der Woche eine Sendung sehen, die er auch versteht. Undenkbar? Für Gehörlose Realität.

Na endlich ist sie beim Thema Kultur angelangt: Kunst, Medien, Wissenschaft, Technik....denkst du nun, liebe/-r LeserIn? Stimmt, bei dem Thema Kultur, so wie es heute meist verstanden wird, nämlich: „Gesamtheit der geistigen und künstlerischen Leistungen einer Gemeinschaft“ (Schüler-Duden) bin ich nun angelangt.

Bildung ist ein wichtiger Teil von Kultur. Die Gehörlosen wurden immer von Hörenden gelehrt, und zwar in hörender Kultur. Mit dem Verbot der Gebärdensprache wurde die Geschichte der Gehörlosen zu einer Geschichte der Unterdrückung ihrer Kultur. Nur: wo keine eigene Identität, da kein Bewußtsein für eigene Kultur. Die Gehörlosen wurden über Jahrhunderte so in ihrer Entwicklung gehemmt, in ihrer Bildung gehindert, in ihrer Sprache beschränkt, daß sie selbst das Ausmaß ihrer Unterdrückung nicht begreifen konnten.

Ich kann mir noch heute diese Geschichte so gut vorstellen, weil Konzepte und Einstellungen, die hinter dieser Unter-

drückung stecken, bis heute grassieren und praktiziert werden. Bis heute sind Gehörlosen-Kultur, -Kunst, und Gebärdensprache keine Unterrichtsfächer in den Schulen und es gibt kaum LehrerInnen, die selbst gehörlos sind. Dennoch ist das Selbstwertgefühl der Gehörlosen in den letzten Jahren gewachsen. Seit 1988 gibt es in Hamburg ein erstes Forschungszentrum, das wissenschaftliche Untersuchungen zur Geschichte der Gebärdensprache und Gehörlosen-Kultur durchführt. Es gibt, vereinzelt, die ersten Gehörlosen, die ein Studium abschließen. Die ersten Gehörlosen-Theater führen Stükke in Gebärden auf und in Pantomime macht Gehörlosen keiner was vor. Erste gehörlose KünstlerInnen stellen ihre Werke aus. Vor etwa 20 Jahren begann sich die Geschichte, Kultur und Identität der Gehörlosen von der der Hörenden zu lösen.

Schon immer war die Gemeinschaft der Gehörlosen, wo immer Gehörlose zusammentreffen, sehr stark und grenzte sich von der Hörendengemeinschaft ab: „Die Heimat der Gehörlosen ist der Gehörlosenverein". Aber erst seit relativ kurzer Zeit treten die Gehörlosen mit ihrer Kultur, ihren Interessen und politischen Zielen an die Öffentlichkeit und Politiker heran (noch heute schämen sich Gehörlose älterer Generationen, in der Öffentlichkeit zu gebärden). Seit ungefähr 10 Jahren ist eine starke Polarisierung unter den Gehörlosen zu beobachten, wahrscheinlich ausgelöst durch die rasanten Veränderungen in den letzten Jahren und das steigende Selbstbewußtsein der - vornehmlich - jüngeren Gehörlosen. Also ein Generationenkonflikt; aber auch ein Stadt-Land-Gefälle läßt sich bemerken.

Die beiden Pole sind: Pro oder Contra Anerkennung der Gebärdensprache, Pro oder Contra Bilinguale Erziehung, Pro oder Contra GebärdensprachdolmetscherInnen „mit oder ohne Herz".

Was hat das nun wieder zu bedeuten? Diese Begrifflichkeit ist ein Musterbeispiel für einen tief verwurzelten, entmündigenden Umgang mit Gehörlosen. Ein zugegeben prekäres, aber deutliches Beispiel: Eine Dolmetscherin begleitet eine junge Gehörlose zur Beratung wegen Schwangerschaftsabbruch. Die Gehörlose ist hin und hergerissen. Nach dem Beratungsgespräch fragt die Gehörlose die Dolmetscherin, was sie denn nun machen solle. Sie wüßte nicht mehr weiter. Eine Dolmetscherin „mit Herz" reagiert folgendermaßen: Sie lädt die Gehörlose auf einen Kaffee ein und führt ein weiteres Beratungsgespräch. Ist sie christlicher Überzeugung, so versucht sie die Gehörlose darin zu unterstützen, dem Kind „das Leben zu schenken"....

Eine Dolmetscherin „ohne Herz" reagiert folgendermaßen: Sie geht auf die Ängste und Unsicherheiten der Gehörlosen ein und versucht sie zu beruhigen. Die Dolmetscherin macht der Gehörlosen aber deutlich, daß sie selbst ihr keine professionelle Schwangerschaftsberatung geben kann und daß die Entscheidung letztendlich nur von ihr, der Gehörlosen selbst, gefällt werden kann. Die Dolmetscherin verweist die Gehörlose, falls möglich, auf ein weiteres Gespräch an dieser oder einer anderen Beratungsstelle.

Ich hoffe, an diesem Beispiel wird klar, mit welcher Selbstverständlichkeit sich viele Hörende immer noch anmaßen, zu entscheiden, was für Gehörlose gut ist. Sie haben dazu die Macht, weil Gehörlose die Übersetzung nicht kontrollieren können.

Also das alte Thema, von dem Ihr (und im übrigen auch SozialpädagoInnen wie ich) wahrscheinlich ein Lied singen könnt: Fürsorge versus Förderung der freien Selbstentfaltung. Nur mit dem fatalen Unterschied, daß das Wissen und die geistige Entwicklung Gehörlose viel leichter zu manipulieren ist als bei Hörenden.

Die Auseinandersetzung um die Anerkennung der Gebärdensprache als vollwertige Sprache mit allen Konsequenzen geht sicher nicht nur Gehörlose an; an diesem Streit wird sich zeigen, ob diese Gesellschaft das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit tatsächlich ernst nimmt.

Autorin ist der Redaktion bekannt

Schön abgerundet eigentlich

Eigentlich sieht dieses Bild ziemlich anders aus, das Original ist nämlich bunt gemalt. Eigentlich sahen alle meine Bilder anders aus, nämlich abstrakt und meist ohne identifizierbare Gegenstände oder Lebewesen darauf. Eigentlich konnte ich mich auch gut damit identifizieren, gegenstandslos zu malen. Bloß mit den gegenständlichen Darstellungen von Menschen, die in Fernsehzeitungen, Kunstbänden und Museen zu finden sind, konnte ich mich irgendwann nicht mehr identifizieren. (Vor ein paar Jahren hieß ich „nichtbehindert", da war das noch anders.) Und deshalb habe ich eine Reihe von Bildern gemacht, zu denen auch „schön abgerundet" gehört. Um der Aussparung unserer Andersartigkeit in der Kunst und Kultur etwas entgegenzusetzen, darüberhinaus mit einem anderen „Behinderten"bild und einem anderen Selbstverständnis als bei Aktion Sorgenkind im Kopf, mußte ich vom abstrakten zum gegenständlicheren Darstellen wechseln. Aber nicht vorzukommen oder wenn, dann meist auf höchst fragwürdige Weise, nervt mich noch viel mehr. Warum auf meinen Bildern nicht Krüppel-Männer, sondern Krüppel-Frauen und -Lesben zu sehen sind, hat den selben Grund. Frauen und Lesben werden in der Kunst nach einem ähnlichen Prinzip verschwiegen wie krüppelige Menschen. Und außerdem finde ich als Feministin und Lesbe natürlich Frauen und Lesben einfach schöner. Ich finde übrigens, diese gemalte Dame sieht recht lesbisch aus. Auch, wenn sie nicht gerade mit einer anderen 'rumknutscht oder im Bett ist. Heterosexuelle Menschen müssen das ja auch nicht pausenlos, ohne daß sie sofort für Lesben oder Schwule gehalten werden. Und schon sind wir wieder beim Unsichtbar-Machen und Nicht-Sehen von Menschen, die nicht der Mehrheitsnorm entsprechen.

Schön abgerundet- Kassandra, Bochum

Zum Schluß noch ein Satz, der für meine Gedichte und Bilder und anderes gleichermaßen ein Grund der Entstehung ist. Als verschwiegene Andersartige finde ich es wichtig, unsere Lebensrealität zu spiegeln und wiederzugeben, um sie wahrnehmen, glauben und damit umgehen zu können.

KASSANDRA, BOCHUM

„Sonnenuhr" Zeit, Kunst und Menschen

Wer verläßt sich denn heute noch auf eine Sonnenuhr? Im Zeitalter genauester elektronischer Zeitangaben würde kein Mensch auf die Idee kommen, nach der Stellung der Sonne die Stunde zu berechnen. Wir machen Termine, treffen Verabredungen zu exakten Zeitpunkten. Eine Sonnenuhr - der tägliche Zeittakt fiele auseinander. Oder wie sollte man auf einer Sonnenuhr ablesen, wann die nächste U-Bahn, das Taxi, der Zug oder das Flugzeug kommt. Unsere heutige Zeiteinteilung wird fast immer von außen bestimmt. Selten folgen wir der inneren Uhr, dem eigenen biologischen Rhythmus. Wir bedauern dies oft, haben uns aber daran gewöhnt. An der Sonnenuhr schätzen wir nicht die Funktion, die Zeit anzugeben. Wir mögen sie, weil sie schön ist, weil - wenn sie funktioniert - die Sonne scheint. Sie geht ungenau, aber weder vor noch nach. Und man kann sie nicht willkürlich verändern, kann nicht nach Belieben Sommer- und Winterzeit einstellen. Könnte man die Sonnenuhr auch am Arm tragen, sie wäre gut geeignet für Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen. Sie haben zumeist ein ganz eigenes, wenig strukturiertes Zeitempfinden. Es ist stärker an der inneren Natur orientiert, läßt sich nicht beliebig umstellen.

In Berlin Prenzlauer Berg existiert eine „Sonnenuhr", die darauf eingestellt ist. Es ist ein kulturell-künstlerisches Zentrum, das vor allem Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen ein Betätigungsfeld eröffnet. Hier werden Bilder gemalt, textile Arbeiten gestaltet, wird fotografiert, Keramik geformt, musiziert und getanzt.



Szenenfoto aus KAFFEE LEBEN UND TOD
R. Schappach (re.), M. Lindner (li.) - Theatergruppe RambaZamba (Regie G. Höhne)

Die Vorgeschichte von „Sonnenuhr" begann 1986. Gisela Höhne, Theaterwissenschaftlerin und Mutter eines Jungen mit Down-Syndrom, probierte mit Kindern in der Tagesstätte des damals achtjährigen Moritz an einem Zirkusprogramm. Zirkus bot sich deshalb an, so erläutert sie im Gespräch, weil in ihm alles machbar ist. Einer kann gut balancieren, einer musizieren, einer gut werfen... Alle Talente können sich im Zirkus einbringen. Jeder kann das tun, was ihm Spaß macht. Und genau darum ging es. Es sollte nicht ein Weihnachtsspiel oder ein Märchen sein, bei dem jedem eine Rolle zugeteilt wird. Jeder sollte seinen individuellen Neigungen nachgehen, seine Fähigkeiten entfalten können. Schon zu DDR-Zeiten trat der Zirkus mehrfach auf, wurde zu Vorstellungen eingeladen. In der Öffentlichkeit hörte man davon allerdings nichts. Menschen mit Behinderungen hatten in den Tagesstätten und Heimen ihren Platz, waren dort mehr oder weniger gut betreut, wurden verwahrt. Öffentlichkeit suchen, um auf Probleme aufmerksam zu machen - dies war zu DDR-Zeiten nicht möglich, für Menschen mit geistigen Behinderungen schon gar nicht.

Die politischen Ereignisse im Herbst 1989 eröffneten Möglichkeiten, auch dies zu verändern, endlich im umfassenden Sinne für und mit Menschen mit Behinderungen Kultur zu machen. Klaus Erfohrt, Theaterregisseur und Vater von Moritz, breitet die zwanzigseitige Konzeption eines Hauses der Begegnung - „Kulturelles Zentrum für Menschen mit Behinderung und Andere" auf fast allen „Runden Tischen" aus. Das Projekt findet bei Parteien und Gruppierungen viel Zustimmung. Doch ein Haus kann keiner zur Verfügung stellen und Geld kann auch keiner geben.

Doch man findet Verbündete und Sponsoren und gründet, auch wenn man lange keinen Verein wollte, im Sommer 1990 „Sonnenuhr - Kulturelles Zentrum für Menschen mit geistiger Behinderung und Andere e.V." Anfangs sollte es im ganz umfassenden Sinne Kultur sein, mit Schwimmtraining, Kochkursen, psychosozialer Elternberatung und vielem anderen mehr. Da aber die Angebote an künstlerischer Betätigung für Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen in der ehemaligen DDR besonders defizitär waren, konzentrierte sich „Sonnenuhr" auf Kunst. „Nicht im Sinne von Nachholen auf einem Feld, das andere für sich längst erobert haben. Wir wollen zeigen, daß auch Menschen mit geistigen Behinderungen Kunst machen können, daß es außerordentliche Talente unter ihnen gibt und sie oft eine ganz eigene Ästhetik haben, die

roll alone

roll along
stars above you
loving winds
around your face
around your body
round

Kassandra, Bochum

passendes Lachen

passendes Lachen
nettes So-weiter-machen
als normal und höflich
benannt die
Grausamkeiten
ich hasse euch

wenn ich
von den Lügen der
Normalität mich
soweit trennen kann

Kassandra, Bochum

man nur aufspüren muß. Und wir wollen bewußt machen, daß wir von behinderten Menschen lernen können, daß sie uns mit ihrem seelischen Reichtum, ihrer emotionalen Spontaneität sehr viel mehr geben können", kommentiert Gisela Höhne.

Wie in allen neuen Vereinen schluckte zunächst die organisatorische Arbeit ungeheuer viel Kraft. Dessen ungeachtet wurde am 4. November 1990 im Deutschen Theater eine umfangreiche Ausstellung mit Arbeiten von Menschen mit ganz unterschiedlichen Beeinträchtigungen eröffnet, und es gab an diesem Tag eine dreistündige Matinee. Die Resonanz war enorm. Anfang 1991 begannen dann die ersten Gruppen zu arbeiten. Zum Zirkus kamen Mal- und Keramikgruppen hinzu, Musik- und Fotogruppen wurden initiiert, etwas später fingen die Textilgestalter an. Im Sommer 1991 gab es den ersten großen Workshop. In einem Mecklenburger Ferienhaus setzten sich mehrere Tage insgesamt 50 behinderte und nichtbehinderte Personen mit verschiedenen künstlerischen Mitteln mit dem Thema „Feuer" auseinander. Eine vielbeachtete Ausstellung in Güstrow und eine im Deutschen Theater Berlin belegten den kreativen Geist dieser Tage. Zunächst waren die Gruppen in verschiedenen Einrichtungen der Stadt verstreut. Seit September 1991 hat die „Sonnenuhr" in der „Kulturbrauerei" im Prenzlauer Berg ein Domizil. Inzwischen arbeiten mehr als ein Dutzend Gruppen mit insgesamt fast 150 Mitgliedern. Sie kommen oft mehrmals in der Woche aus unterschiedlichen „Werkstätten für Behinderte" und aus „Schulen für Geistigbehinderte" allein oder mit Hol- und Bringdiensten zu den künstlerischen Arbeitsgruppen. Unterstützt werden sie in ihrem Schaffen von Künstlern. Alle Gruppenleiter haben in erster Linie eine künstlerische Ausbildung. Denn bei der „Sonnenuhr" geht es nicht um eine therapeutische Betreuung, sondern um ein künstlerisches Freizeitangebot. Ein wichtiges Projekt war die außerordentlich erfolgreiche Uraufführung von „Prinz Weichherz" am 22.12. 1991 im Deutschen Theater. Nach dem gleichnamigen Text des Südtiroler Dichters und Malers Georg Paulmichl - er ist Jahrgang 1960 und gilt als geistigbehindert - schufen Gisela Höhne, die auch Regie führte, und der Dramaturg Stefan Kolditz eine Stückfassung. Auf der Bühne umgesetzt wird die Geschichte des Prinzen, der auf der Suche nach Schönheit und Liebe die Welt durchstreift, von behinderten und nichtbehinderten Spielern.

Die Akteure setzen ihre Phantasien, Sehnsüchte, Wünsche und Hoffnungen um. Sie zeigen ihre Abenteuerlust und Liebesbedürftigkeit, ihre Freude an Komik und ihr tiefes Trauerempfinden. Es ist kein Theater subtiler Zwischentöne. Es ist Theater pur. Alles ist ganz unmittelbar. Das Traurige ist traurig, das Fröhliche fröhlich, das Böse ist böse und das Gute ist gut. Das gesprochene Wort ist nicht das Dominierende. Mimik und Gestik tragen den Inhalt weiter. Es wird nicht versucht, wie in anderen Theatern auch zu spielen. Der Zuschauer erlebt Theater ganz eigener ästhetischer Gestaltung. Vor allem spürt man, wieviel Spaß alle am Schauspiel haben. Man fühlt aber auch, hier ringen Menschen mit den Mitteln der Kunst um Anerkennung. Und gerade dies macht mich froh und traurig zugleich. Warum müssen Menschen mit Behinderungen immer noch „beweisen", was sie können und was in ihnen steckt. Warum ist es immer noch eine Sensation, daß sie Theater spielen. Ich hoffe, die Vorstellungen von „Sonnenuhr" tragen dazu bei, sich selbst das Außergewöhnliche zu nehmen. Auch die im Herbst dieses Jahres geplante Inszenierung von Kafkas „Verwandlung", die Klaus Erfohrt besorgt, wird ein Schritt dazu sein. Ein Schritt, um Menschen mit und ohne Behinderungen miteinander bekannt zu machen, das Verständnis füreinander zu fördern, um Ängste abzubauen. Dies braucht Zeit. Es ist ein langer Prozeß, der sich befördern läßt, den man aber nicht willkürlich beschleunigen kann, wie eine Sonnenuhr.

ULRIKE SCHRÖDER, BERLIN

Adresse:
SONNENUHR, Schönhauser Allee 36-39, Berlin, Telefon 030/282 89 08
Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: DER FREAK, Kalender 1993

Auf dem Weg zur Integration

oder Groll sucht Arbeit

Ein Vorstadtgasthaus in Wien-Floridsdorf. Groll, ein Rollstuhlfahrer und Berufsunfähigkeitspensionist, sitzt an einem Tisch und studiert den Anzeigenteil einer Tageszeitung. Hin und wieder nimmt er einen Schluck von einem Achtelglas Rotwein, von Zeit zu Zeit kreuzt er etwas in der Zeitung an.
Ein Mann betritt das Lokal, es ist Magister Tritt, ein freischaffender Soziologe aus Wien-Hietzing, ein Bekannter Grolls. Tritt bestellt an der Theke und wird auf Groll aufmerksam.

TRITT Hallo, Groll
Groll reagiert nicht.
Tritt geht auf Groll zu.

TRITT Guten Tag, Herr Groll! Ist die Zeitung so spannend, daß Sie darüber den Ruf Ihrer Freunde überhören?

GROLL *blickt überrascht auf* Sie hier? Entschuldigen Sie, ich war mit den Gedanken woanders. Nehmen Sie Platz, Sie können mir helfen.

TRITT Worum geht es?

GROLL Um eine heikle, was sage ich: eine delikate Angelegenheit.

TRITT Ich verstehe. Sie studieren Heiratsannoncen. Das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt. In Ihrem Alter! *lacht*

GROLL Wieso? Ich bin achtunddreißig. Glauben Sie, daß man als Rollstuhlfahrer damit schon zu den Greisen zählt?

TRITT Um Himmelswillen, nein! Sie werden mir doch einen Scherz zubilligen.

GROLL Einen. Aber ich warne Sie: Einer pro Abend reicht.

TRITT Danke. Was kreuzen Sie da an?

GROLL Hier *Schiebt die Zeitung Tritt zu*

TRITT *betrachtet die Zeitung* Stellenangebote, lauter Stellenangebote. Sie suchen Arbeit? Für wen?

GROLL Eine dumme Frage. Für mich.

TRITT Für Sie? Warum? Sie sind Invalidenrentner!

GROLL Berufsunfähigkeitspensionist!

TRITT Entschuldigen Sie, Berufsunfähigkeitspensionist. Wozu wollen Sie arbeiten? Ist Ihnen langweilig? Leiden Sie unter sozialer Isolation?

GROLL Nichts von alledem. Ich muß mir eine Arbeit suchen, weil der Finanzminister das Pflegegeld streichen will.

TRITT Woher haben Sie das?

GROLL *blättert in der Zeitung und liest vor* Im kommenden Sparpaket plant der Finanzminister, der mit seinem Vorstoß zur Besteuerung des 13. und 14. Monatsgehalts eine Abfuhr erlitten hat, das entgangene Geld anderweitig aufzutreiben. An vorderster Stelle der Überlegungen steht die Koppelung des Pflegegelds an das Einkommen und an den Nachweis von erbrachten Pflegeleistungen. *Läßt die Zeitung sinken.*

TRITT Das ist stark.

GROLL Die Regierung erträgt es nicht, daß wir Behinderte über Geld frei verfügen können, sie erträgt uns nur als von sozialen Diensten abhängige Defektwesen. Selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen ist ihr ein Greuel.

TRITT Ich bin schockiert

GROLL Ich auch. Deswegen sehe ich mich nach einer Arbeit um. Mit dem Finanzminister ist nicht zu spaßen. Er war bis vor kurzem ein erfolgreicher Steuerberater und verdiente nach eigener Aussage sechs Millionen (*Schilling, d. Red.*) im Jahr. Als Minister kommt er nicht einmal auf die Hälfte. Der Mann ist also in höchstem Ausmaß verbittert, es ist verständlich, daß er seinen Zorn abreagiert. Ein Schuft, wer ihm das übelnimmt. Und ein Illusionist, wenn es nicht jene treffen wird, die sich am schwersten wehren können. Es ist schließlich nicht die Schuld



des Finanzministers, daß unsere Wartung so kostspielig ist. Für die Kosten eines Pflegeplatzes in einem Heim kann eine nichtbehinderte Familie ein ganzes Jahr leben, und ein Urlaub geht sich auch noch aus, aber nicht in Österreich, da ist es zu teuer. Wer weiß, wie ich an der Stelle des Finanzministers reagieren würde. Wenn mir drei Millionen pro Jahr durch die Lappen gingen, ich würde vor nichts zurückschrecken. Ich würde mich ohne Skrupel bei Schwächeren schadlos halten, ich glaube sogar, ich würde den Sozialminister -

TRITT Sagen Sie nichts, ich kann es mir denken.

GROLL Wenn Sie es sich gedacht haben, könnten wir dann fortfahren?

TRITT Womit?

GROLL Mit der Stellensuche.

TRITT Aber dürfen Sie denn überhaupt etwas dazuverdienen? Wird Ihnen dann nicht die Rente gestrichen?

GROLL *nickt* So ist es. Daher werde ich einige Monate einer lukrativen Arbeit nachgehen, und danach setze ich mich ins Ausland ab. In Sizilien kenne ich ein stilles Bergdorf in der Nähe von Catania, die Stelle eines Friedhofswärters ist dort seit Jahren vakant.

TRITT Ich glaube Ihnen jedes Wort. *Denkt nach.* Und welcher Arbeit wollen Sie nachgehen?

GROLL Ich bin nicht wählerisch. Die interessantesten Angebote habe ich angekreuzt.

TRITT *liest* Aerobic-Trainer für neues Fitness-Studio in Mistelbach wird aufgenommen. Ausbildung möglich. *Sieht Groll an, der vom Rotwein trinkt.* Das meinen Sie nicht ernst?

GROLL Warum nicht? Da steht ja: Ausbildung möglich.

TRITT Aber, Ihre -

GROLL Meine was? Meine Behinderung, meinen Sie?

Tritt nickt

TRITT Sie wissen, daß ich auf Ihrer Seite stehe.

GROLL Das macht mich ja so unruhig. *Trinkt den Wein in einem Zug aus.* Herr Wirt, noch einen Halben!

TRITT Gerade deswegen ist es meine Pflicht, Sie darauf hinzuweisen, daß Sie als Rollstuhlfahrer wohl schwerlich als Fitnesstrainer werden arbeiten können.

Der Wirt bringt den Wein, Groll schenkt nach.

GROLL Warum nicht? Ich könnte Geschichten aus meiner Jugend zum besten geben, während die Turner auf der Stelle hüpfen. Oder ich könnte mit einem Megaphon Anweisungen geben, so ähnlich wie die Steuermänner in den Ruderbooten. Ich würde die Leute im Takt beschimpfen. „Du Fettwanst, links vorne, gib auf, es hat keinen Sinn". Oder: „Gnädige Frau, bitte nicht ins Knie gehen. Sie kommen sicher nie mehr hoch".

TRITT Sie werden sicher noch am ersten Tag gefeuert.

GROLL Im Gegenteil, die Umsätze werden sich vervielfachen. Angesichts eines vorlauten Rollstuhlfahrers werden sich die Leute vermehrt anstrengen. Und kein Kunde wird sich trauen, wegzubleiben, sonst werde ich ihn im Dorfgasthaus der Behindertenfeindlichkeit beschuldigen. Wer mich und das Fitnesscenter meidet, kann auswandern. Ich sehe schon den Werbespruch: Sei froh, daß Du noch laufen kannst. Tank Fitneß beim Krüppel!

TRITT Was haben wir da noch? *Liest* Konditorei sucht weibliche Hilfskräfte für Imbißvorbereitung. Sie sind doch keine weibliche Hilfskraft!

GROLL Aber ich bin behindert, und ich lasse mich nicht wegen meines Geschlechts diskriminieren. Außerdem bin ich für diese Arbeit wie geschaffen. Zur Imbißvorbereitung habe ich schon seit jeher ein Nahverhältnis.

TRITT Inwiefern?

GROLL Immer, wenn ich mir zuhause einen Imbiß mache, verflüchtigen sich die Zutaten für den Imbiß noch vor seiner Fertigstellung, weil ich meinen Appetit nicht zügeln kann. Es ist höchste Zeit, daß ich diese Schwäche überwinde. Ich habe schon daran gedacht, deswegen eine geschützte Werkstätte aufzusuchen, aber letztlich hat mich die Angst vor dem Werkschutz davon abgehalten.

TRITT Haben Sie davon gehört, daß die geschützten Werkstätten jetzt in Integrative Betriebe umgetauft werden?

GROLL Das ist nicht wahr?

TRITT Doch! Ich habe es in einer Aussendung des Sozialministeriums gelesen.

GROLL Und was ist mit den Behinderten? Wenn man die geschützten Werkstätten umbenennt, was ist dann mit uns Behinderten? Werden wir auch umbenannt? Und wenn ja, wie heißen wir dann?

TRITT Seien Sie nicht kindisch!

Groll trinkt und starrt ins Glas.

TRITT Was haben Sie?

GROLL Ich habe eine melancholische Anwandlung. Ich trauere den Geschützten Werkstätten nach. Ich habe sie geliebt. Wer immer dort verschwand, nie wieder ist er auf dem freien Arbeitsmarkt als Lohndrücker aufgetaucht. Außerdem: dieser Name! Geschützte Werkstatt! Eine ganze Fabrik zum Schutz der Gesellschaft vor Behinderten. Mit den integralen Gewerben wird das nicht mehr möglich sein.

TRITT Integrative Betriebe.

GROLL Entschuldigen Sie. Integre Betriebe.

TRITT Integrative!

GROLL Sage ich ja!

TRITT *schüttelt den Kopf und liest* Was haben wir denn da? Erbe sucht Treuhänder. Sehr gute Bezahlung bei wenig Wochenstunden. Einfache, aber verantwortungsvolle Tätigkeit. Bewerbungen an Greif-Werbung, Linz.

GROLL Ein Traumberuf. Treuhänder sind sehr gefragt.

TRITT Seit die russische Mafia Geld waschen muß. Ich besuche Sie dann im Gefängnis.

GROLL Sie Kleingeist!

TRITT Hier! Das wäre etwas für Sie: Raum St. Pölten. Pensionist für Spielhallenaufsicht gesucht.

GROLL Wollen Sie mich umbringen? Ich will mit der Mafia nichts zu tun haben.

TRITT Das ist ein Mafia-Job?

GROLL Selbstverständlich.

TRITT Der Treuhänder nicht?

GROLL Selbstverständlich nicht.

TRITT Woran erkennen Sie einen Mafia-Job?

GROLL An der Ortsangabe. Raum St. Pölten. Zwischen Sankt und Pölten gibt es keinen Raum. Entweder Raum oder St. Pölten. Die Anzeige kann also nur von Ortsunkundigen stammen. Von Geldwäschern, Devisenhaien, Sozialwissenschaftlern.

TRITT Was haben Sozialwissenschaftler mit der Mafia zu tun?

GROLL Das wissen Sie nicht? Und Sie wollen ein Soziologe sein?

TRITT Nein, ich weiß es nicht. Sagen Sie mir doch: Was haben Sozialwissenschaftler mit der Mafia zu tun?

GROLL Woher soll ich das wissen? Bin ich ein Sozialwissenschaftler?

TRITT Sie können doch nicht einfach unbewiesene Behauptungen in den Raum stellen!

GROLL In den Raum St. Pölten schon.

TRITT Das ist ja die reinste Idiotie!

GROLL *schreit* Wollen Sie mich diskriminieren? Wollen Sie mir eine Mehrfachbehinderung unterschieben? In Amerika würde man Sie dafür in eine geschützte Anstalt einweisen, mit Stäben vor den Fenstern und Wachtürmen und ohne jegliche Selbstverwaltung!

TRITT Beruhigen Sie sich. Hier, trinken Sie. *Trinkt einen großen Schluck von Grolls Glas und schenkt sich dann nach.*

GROLL Sie trinken von meinem Glas.

TRITT Es gibt ja kein anderes. *Liest.* Küchenhilfe, nur Inländerin, wird aufgenommen. Lagerraum für Schlafstatt vorhanden. Lindenhof, Preßbaum. Was finden Sie daran interessant?

GROLL Den Hinweis auf die Inländerin. Ich bin Inländer, und was für einer. Ich trinke, wenn es sein muß, sogar Inländer-Rum, obwohl ein Freund von mir davon blind geworden ist. Dem Lindenhof geht es offensichtlich nur darum, daß kein Ausländer auftaucht. Das ist meine Chance. *Trinkt.* Wirtshaus, noch einen Liter!

TRITT Sie spielen mit der Ausländerfeindlichkeit.

GROLL Keineswegs. Ich tue, was die Regierung mir nahelegt. Wenn das Pflegegeld gestrichen wird, und ich mir nicht einmal mehr mein medizinisch indiziertes Achtel Rotwein leisten kann, *Der Wirt stellt einen Liter Rotwein auf den Tisch* dann muß ich als Randgruppe mich dem Verdrängungswettbewerb mit anderen Randgruppen stellen. Dann lege ich die Lanze ein und ziehe auf die Walstatt.

TRITT Was?

GROLL Ich gehe zum Arbeitsamt und belege meine Arbeitswilligkeit.

TRITT Das wird Ihnen nicht viel nützen!

GROLL Sagen Sie das nicht. Ein Freund von mir war auch ohne Arbeit, und als er sich gemeldet hat, wurde ihm die Wohnbeihilfe gestrichen, weil er nicht bei seiner Beihilfe gewohnt hat.

TRITT Sie sollten nicht so viel trinken *Trinkt ein Glas auf einen Zug aus.*

GROLL Ein anderer Freund von mir sollte auch nicht viel trinken, und wissen Sie, was aus ihm geworden ist?

TRITT Er ist in einer Trinkerheilanstalt.

GROLL Weit gefehlt. Er ist Polizist, Spezialgebiet Alkoholkontrollen.

TRITT Trinkt er noch?

GROLL Mehr denn je. Aber er hat etwas aus sich gemacht. Ich will auch etwas aus mir machen. Ich will der Gesellschaft nicht zur Last fallen, ich will für mich sorgen.

TRITT Was haben wir denn da! Junger Isolierer mit Spenglerkenntnissen gesucht.

GROLL Schade. Ich könnte höchstens als Quengler mit Isolierkenntnissen gehen. Und heutzutage, wo jeder speziell sein muß, bin ich da von vornherein chancenlos.

TRITT Was meinen Sie mit Isolierkenntnissen?

GROLL Ich wohne in Wien, und bin behindert. Da hat man automatisch jede Menge Isolierkenntnisse.

TRITT Sie meinen Isolationskenntnisse?

GROLL Hat die Regierung das auch umbenannt? Mir wird angst und krank. Wo kann ich übernächtigen? *Leert ein Glas Rotwein auf einen Zug und blickt in die Ferne.*

TRITT Für Ihresgleichen müßte es eine rechtliche Absicherung geben, ein Antidiskriminierungsgesetz wie in den USA.

GROLL Lieber nicht.

TRITT In den USA hat das Gesetz viel bewirkt.

GROLL In Österreich wäre es eine Katastrophe. Ich sehe schon, wie die Regierung das Gesetz in einer Großveranstaltung in der Hofburg vorstellt.

TRITT Wunderbar.

GROLL Und ich sehe den Text des Gesetzes. Er lautet: 1. Eigentlich sollte ja kein Mensch wegen einer Behinderung diskriminiert werden. 2. Sollte es dennoch dazu kommen, kann man auch nichts machen. 3. Die Vollziehung des Gesetzes erfolgt im Rahmen der mittelbaren Bundesverwaltung. 4. Niemand ist daher für nichts zuständig. 5. Mangels Zuständigkeit wird von Sanktionsbestimmungen innerhalb der ersten fünfzig Jahre abgesehen. 6. Das Gesetz tritt rückwirkend mit 1. 1. 2010 in Kraft. 7 Das Gesetz ersetzt alle einschlägigen Bestimmungen des Berg-, Straf- und Kirchenrechts. 8. Nach Einstellung der Wiener Zeitung gilt das Gesetz als verlautbart, wenn es im Amtsblatt der Wiener Zeitung veröffentlicht wird.

TRITT Sie sind ein Pessimist.

GROLL Ich kenne die österreichische Rechtsordnung wie meinen Pensionsbescheid.

TRITT Wir sollten dann aufbrechen. Der Wirt wirft schon begehrliche Blicke auf die Wanduhr.

GROLL Soll er sie schänden. Mir bedeutet sie nichts.

Tritt wird auf ein angekreuztes Inserat aufmerksam.

TRITT Wozu haben Sie das angestrichen? Bundesrentner, Jahrgang 1895, sucht ausgebildete weibliche Pflegekraft aus dem Raum der Donaumonarchie. Alter egal, sofern unter zwanzig. Sprachkenntnisse unerwünscht, Parkettkenntnisse Voraussetzung. Bezahlung erfolgt unmittelbar nach dem dritten Probejahr. Bewerbungen bitte unter Angabe der bezughabenden Akt- und Vorzahl sowie der Beilage von Vollkörperbildern und keinem Lebenslauf an das ho. Amt. Nachsatz: Spätere Pragmatisierung bei zufriedenstellender Dienstauffassung nicht ausgeschlossen. Da wollen Sie sich bewerben?

GROLL Warum nicht? Ich bin parkettsicher, aus dem Raum der Donaumonarchie und beherrsche die k.u.k. Kanzleiordnung in Wort und Schrift.

TRITT Sie wären der ideale Fall für Sascha Kolowrat gewesen.

GROLL Sie meinen den Kohlenhändler um die Ecke, der vorigen Monat verhaftet wurde, weil er von einem ungarischen Schleppkahn im Hafen Freudenau Kohle gestohlen hat?

TRITT Nein, ich meine den österreichischen Filmmogul, den Besitzer der „Sascha-Film", Eigentümer der „Sascha-Automobilfabrik". In den zwanziger Jahren war er ein legendärer Lebemann.

GROLL In dieser Gesellschaft hätte ich mich sicherlich wohl gefühlt.

TRITT Kolowrat bestritt auch Bergrennen. Damals war ein Beifahrer vorgeschrieben. Da Kolowrat aber sehr dick war, hätte ein normalgewichtiger Beifahrer seine Chancen geschmälert. Wissen Sie, wie Kolowrat sich beholfen hat?

GROLL Keine Ahnung.

TRITT Er engagierte einen Liliputaner.

GROLL Sie meinen einen kleinwüchsigen Menschen.

Der Wirt nähert sich.

DER WIRT Meine Herren! Sperrstunde!

GROLL Sofort! Nur noch ein Fluchtachterl.

Der Wirt stellt die Gläser auf den Tisch.

DER WIRT Prost und ex

GROLL Wie reden Sie mit uns!

TRITT Wir sind Kunden und wünschen als solche behandelt zu werden.

GROLL Außerdem sind wir die letzten Gäste. Und wir sind zahlreich, nein zahlend, zumindest der Gesinnung nach. Zahlende Vollgäste trotz zahlloser voller Gläser. *Setzt sich auf den Rollstuhl und rutscht fast vom Sessel. Tritt prostet ihm zu.* Wir sind ein idealer Betrieb, Magister Tritt. *Der Wirt setzt Groll auf dem Rollstuhl gerade.* Danke, Kollege von der Betriebsstoffabteilung. Ich ernenne Sie hiermit zum bevollmächtigten Arbeitsassistenten in meiner verrutschten Werkstatt.

DER WIRT Abmarsch, die Herren.

Groll droht wieder vom Rollstuhl zu rutschen, Tritt hält ihn mit letzter Kraft fest.

GROLL Wissen Sie, daß Ihr Ton ungehörig ist? Wissen Sie, daß Sie meiner Karriere im Weg stehen, weil Sie das Studium der freien Arbeitsstellen hintertreiben? Wissen Sie, daß Sie damit das Budget der Verzweiflung preisgeben, weil meine Lohnsteuer fehlt? Wissen Sie, daß Sie damit dem Finanzminister den Todesstoß versetzen?

Tritt zahlt und schiebt Groll aus dem Lokal

GROLL *tobt* Wissen Sie, daß Sie der allgemeinen Arbeitsmoral in den Rücken fallen? Wissen Sie, daß Sie damit an den Säulen der Fundamenten der Demokratie rütteln? Wissen Sie, daß der Philosoph und Schriftsteller Unger entdeckt hat, daß die Basis das Fundament jeder Grundlage ist?

Der Wirt schließt das Lokal

DER WIRT Sozialschmarotzer. Akademisches Gesindel. Und unsereiner ertrinkt in der Arbeit.

Gießt sich ein Glas Wein ein.

„Früher hat man auf uns herabgeschaut...“

Interview mit der Gehörlosenvereinigung in Sulemaniyah, Irakisch-Kurdistan im Herbst 1994

Im Juli 1993 gründete sich im befreiten Teil der kurdischen Gebiete des Nordiraks die Deaf and Mute Society Kurdistan/Irak. Die Gehörlosenvereinigung, die in den kurdischen Städten Sulemaniyah, Arbil und Dohuk Werkstätten eröffnete, hat sich aufgrund des Engagements einiger Gehörloser gegründet. Das Projekt der „Deafmuties“ baut auf der gemeinsamen Produktion in Tischler- und Schlosserwerkstätten auf, deren Produkte an internationale Hilfsorganisationen und private Einzelkunden verkauft werden. So stellte die Gehörlosenvereinigung beispielsweise im Auftrag von UNICEF über 10 000 Schulbänke her, um die völlig zerstörten Schulen wieder einzurichten. Daneben werden unter anderem Bienenkörbe, Material für Spielplätze etc. produziert. Diese Produktion stellt die wirtschaftliche Basis der Organisation dar, die durch die Möglichkeit, einer bezahlten Arbeit nachzugehen, ein Zentrum für Gehörlose bietet, in dem einheitliche Zeichensprache gelehrt wird und es die Möglichkeit für Austausch, Kontakte und gemeinsame Aktionen gibt. Bisher konnten 95 männliche und 12 weibliche Arbeiter beschäftigt werden.

Neben der gemeinsam geplanten Arbeit organisiert die Vereinigung Ausflüge, Sport- und kulturelle Veranstaltungen. Viele der Arbeiter leben gemeinsam in den Zentren. Ziel ist es, Leben und Arbeiten so eng wie möglich miteinander zu verknüpfen. Der Ruf der Deaf and Mute Society geht über Irakisch-Kurdistan hinaus. Gehörlose aus dem von Saddam Hussein kontrollierten Teilen des Iraks fliehen über die Demarkationslinie, um in einem der Zentren mitarbeiten zu können.

Das folgende Interview mit Vertretern und Arbeitern der Gehörlosenvereinigung in Sulemania wurde von Mitarbeitern der Hilfsorganisation WADI e.V., die seit 1993 im Nordirak tätig ist, im Herbst 1994 geführt. Das Interview mußte vom englischen ins kurdische und dann in die Gehörlosensprache und vice versa übersetzt werden. Zu Beginn des Gesprächs wurden der Leiter und die Arbeiter befragt, später die Frauen über ihre Rolle in der Deaf and Mute Society und in der kurdischen Gesellschaft. Die Geschäftsführer, die ebenfalls anwesend waren, sind selbst nicht gehörlos.

Wie sah die Politik der Baath-Partei gegenüber Gehörlosen aus?

A.: Die Baath-Partei hat eigentlich nicht zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten unterschieden. Es war ihnen wichtiger, ob man für oder gegen ihre Partei war.

Es hat also keine Einrichtungen oder Treffpunkte gegeben ?

A.: Doch, es hat einen Klub im Nordirak gegeben, in Mossul, in dem aber keine Selbstorganisation zugelassen war. Man durfte nicht arbeiten oder kreativ werden, nur dasitzen und sich unterhalten. Und natürlich wurden die Gehörlosen genauso überwacht wie alle anderen.

Wir wollen anhand von drei Beispielen zeigen, daß die Baath-Partei uns genauso behandelt hat wie die Nichtbehinderten. Da ist als erstes Mullah Achmed, der blind war und die Sozialistische Partei unterstützt hat. Auch unter Druck wollte er nichts an die Baath-Partei verraten. Sie haben ihn schwer gefoltert und dann getötet. Ein anderer hieß Schwuan, er war schwer behindert und stumm. Als er einen Brief für die Peschmerga transportiert hat, wurde er dabei erwischt. Sie haben ihn erst schwer und tagelang gefoltert und dann zu sieben Jahren verurteilt. Der Dritte, auch gehörlos, Jalal, ein Araber, hat sich geweigert der Partei beizutreten und ist nach Kuwait geflohen (das war natürlich vor der Invasion). Der Geheimdienst hat ihn dort festgenommen, zurückgebracht und zu Tode gefoltert.

(an den Gründer, Falah): Was hast Du zum Beispiel während dieser Zeit getan?

A.: Ich habe in meiner Familie gelebt, ich wollte damals in keinen dieser Klubs eintreten, denn dann hätte ich automatisch Mitglied der Partei werden müssen.

Wie aber entstand die Idee, eine solche Vereinigung aufzubauen?

A.: Unsere Idee bestand darin, die neue Freiheit auszunutzen, um sich weiterzuentwickeln. Wenn wir nur wieder zusammengesessen und geredet hätten, wäre das kein Unterschied zur Baath-Zeit gewesen. Da haben wir uns überlegt, welche Tätigkeiten die meisten Gehörlosen beherrschen und was sinnvoll für den Wiederaufbau von Kurdistan ist. Die „Kurdistan Front“1 hat uns dieses Gebäude zur Verfügung gestellt und man hat uns eine Schweißmaschine geschenkt. Dann kamen einige Gehörlose von außerhalb und haben Werkzeug und ein paar Geräte mitgebracht. Das war alles, damit haben wir dann ohne weitere Hilfe angefangen.

Aber ganz wichtig für uns war die Unabhängigkeit von den Parteien, das ist unser Grundsatz. Die einzelnen Mitglieder hier können gerne in irgendeiner Partei sein, als Vereinigung aber sind wir unabhängig. Deshalb haben wir uns am Anfang - obwohl die das wollten - von keiner Partei helfen lassen.

Wir haben zunächst mit ganz wenigen Leuten Krücken gebaut, und gezeigt, daß wir voller Elan sind. Dadurch sind verschiedene internationale Organisationen, vor allem HANDICAP, auf uns aufmerksam geworden. Das war vor dem 26.7.92. Als HANDICAP uns dann noch etwas unterstützt hat, gewannen wir mehr Selbstvertrauen und haben die „Gehörlosenvereinigung Kurdistan-Irak“ offiziell am 6.7.93 eröffnet. Alle Parteien und Organisationen waren eingeladen, aber wir haben immer wieder betont, daß von keiner abhängig sein wollen.

Wie genau sah dann Eure Arbeit am Anfang aus?

A.: Wir waren nur 30 Arbeiter und haben uns zunächst hauptsächlich an die verschiedenen Hilfsorganisationen gewendet und sie gebeten, uns mit Maschinen für die Schreinerei und die Schweißarbeiten zu unterstützen. Wir haben die wirklich um Maschinen angefleht und hatten damit einigen Erfolg. Am Anfang haben wir nur mit Hilfsorganisationen zusammengearbeitet, denn unser Motto ist: Teilnahme am Wiederaufbau Kurdistans. Wir wollten zeigen, daß unsere Behinderungen uns nicht von dem Wiederaufbau abhalten. Später haben wir dann auch Möbel für Privatleute produziert und sie relativ billig verkauft. So konnten wir uns entwickeln und hatten bis zum Mai schon 95 arbeitende Mitglieder.

Wie werden die Arbeiter denn bezahlt?

Die 95 Arbeiter werden entsprechend ihres Berufs bezahlt, allerdings verzichten sie in den ersten 6 Monaten ihrer Anstellung in unserer Gesellschaft auf jegliche Bezahlung, um so neue Maschinen zu finanzieren. Ähnlich ist es mit den Verwaltern der Projekte. Das monatliche Einkommen beträgt danach zwischen 150 und 300 ID, *(d.h. etwa 15-30 DM)* pro Monat. Außerdem erhalten sie neben einer Umsatzbeteiligung noch Naturalien, wie Tee und Medikamente. Mittlerweile werden die Gehörlosen nicht mehr als eine Last für ihre oft armen Familien,

sondern als eine wichtige Stütze in dieser schweren Zeit angesehen. Tatsächlich verdienen sie in der Regel mehr als der Rest der Familie zusammen und helfen mit ihrem Einkommen ihren Familien. Ja das Einkommen hier ist sogar höher als das auf dem freien Markt. Die Leute wissen das und deshalb haben wir jetzt einen anerkannten Platz in der Gesellschaft. Dies ist natürlich auch ungeheuer wichtig für ihr Selbstbewußtsein.

Welche Art von Ausbildung könnt Ihr vermitteln?"

A: Neben beruflicher Qualifikation erhalten unsere Mitglieder Unterricht in der Gehörlosensprache. Das große Problem ist, daß die Signale nicht einheitlich im ganzen Land gelehrt werden. In nahezu jeder Familie hat sich sozusagen ein eigener Dialekt entwickelt.

Außerdem treten in letzter Zeit andere Gruppen von Behinderten an uns heran, beispielsweise Blinde, die Organisationen nach unserem Vorbild gründen wollen. Diesen Leuten stellen wir dann unsere Erfahrungen zur Verfügung. Wenn solche Gruppen eindeutig nichtkommerzielle Interessen haben, sind wir auch bereit, ihnen kostenlos Mobiliar zur Verfügung zu stellen.

A2.: Außerdem haben schon 9 Paare bei uns geheiratet. Das ist sehr erfreulich, denn man sieht solche Heiraten in der kurdischen Gesellschaft nicht gerne. Hier aber entwickeln die Leute Selbstbewußtsein. Das Ergebnis ist äußerst positiv, weil die Kinder nicht gehörlos sind, aber trotzdem hier mit uns leben.

Nun würde uns interessieren, wer die Entscheidungen in der Gesellschaft trifft.

A.: Es gibt ein oberstes Komitee aus 5 Mitgliedern, das sich aus 3 nichtbehinderten Organisatoren und 2 direkt gewählten Gehörlosen zusammensetzt. Diesen beiden steht selbstverständlich ein Vetorecht bei allen Entscheidungen zu.

Was habt Ihr gemacht, bevor Ihr in die Gesellschaft gekommen seid? (Frage an einige Arbeiter)

A1: Ich wurde von meinem Vater zu allen möglichen Arbeiten gezwungen. Am Ende sollte ich Schäfer werden. Aber ich habe zufällig Falah kennengelernt, der mich hierhergeholt hat. Hier habe ich Tischlern gelernt und auch die verbindlichen Zeichen der Gehörlosensprache.

A2.: Bevor wir hierhergekommen sind, waren wir überall verstreut. Viele von uns mußten irgendwelche Dreckarbeit machen, einige waren Schuhputzer oder Lastträger. Andere mußten betteln, richtig um und für ihr Leben, und einige hatten schon eine Ausbildung. Yussif war Tischler und zwei andere Schmiede. Die haben dann den anderen das beigebracht. Er zum Beispiel ist jetzt Verantwortlicher für die Herstellung von Schultischen und -bänken. Er ist Analphabet, und gerade deshalb besonders glücklich, den Schülern beim Lernen helfen zu können. Früher hat man auf uns herabgeschaut oder uns bemitleidet, jetzt sehen die Leute, wie gut wir zusammen arbeiten.

A3.: Wir können aber auch noch andere Sachen. Er beispielsweise ist Kung Fu Trainer und die vier da gehören zu unserer Gesangsgruppe.

Gesangsgruppe?

A.: Natürlich (Vier Arbeiter beginnen ein Lied zu singen)

Ihr dehnt neuerdings Eure Programme auch auf gehörlose Frauen aus.

A.: Ja, das war von Anfang an eines unserer Ziele. Bis jetzt waren wir von der Arbeit der Männer abhängig, um die Gesellschaft aufzubauen. Wir legen großen Wert auf Programme mit Frauen, um hier gesellschaftliche Gleichheit durchzusetzen. Seit 20 Tagen bilden wir 12 Frauen an Näh- und Stickmaschinen aus.

Warum Nähen und Sticken, das sind doch eigentlich frauenspezifische Arbeiten, die leicht Klischees reproduzieren?

A.: Am Anfang haben Frauen auch in der Schweißerei und mit Holz gearbeitet. Aber ihre Familien haben sich dagegen gewehrt und gedroht, die Frauen zurückzuholen. Deshalb haben wir die anderen Kurse eingerichtet.

(Die nächsten Fragen werden an die arbeitenden Frauen gestellt)

Wie steht es mit der Rolle von gehörlosen Frauen in der Gesellschaft?

A1.: Vor der Befreiung mußten wir zu Hause bleiben. Die wenigsten von uns waren ein oder zwei Jahre in der Schule.

A2: Die Situation gehörloser Frauen ist wesentlich schwieriger als die der Männer. Die Männer können ausgehen, sich untereinander treffen, die Frauen nicht. Sie werden von ihren Familien als billige Arbeitskräfte ausgebeutet. Gerade die Frauen haben keine gemeinsame Sprache; es ist sehr schwierig für sie sich zu verständigen, deshalb haben wir spezielle Kurse für sie eingerichtet, um die Gehörlosensprache zu lernen.

Diese Kurse sind nur für Frauen, die hier arbeiten, oder auch für andere?

A.: Leider im Moment nur für uns, die hier arbeiten. Uns fehlen die Mittel, Kurse für alle gehörlosen Frauen in Sulemania einzurichten. Es gibt ungefähr 250 Frauen und die meisten von ihnen würden gerne hier arbeiten. Aber in den Kursen wird nicht nur die Zeichensprache gelehrt, sondern auch Lesen und Schreiben. Außerdem werden Informationen über die irakische und kurdische Geschichte etc. gelehrt. Wir wollen auch Filme zeigen, aber dafür fehlt uns der Platz.

Plant Ihr, nach der Ausbildung Frauen ebenso anzustellen, wie die männlichen Arbeiter?

A.: Natürlich, die Frauen sollen gleichberechtigt mit den Männern für dasselbe Gehalt arbeiten. Wir planen nicht nur, Kleidung herzustellen, sondern auch Schuhe. Es ist uns wichtig, daß Frauen und Männer zusammen die gleiche Arbeit machen. Deshalb ist es ein Wunsch von uns, eine Teppichmanufaktur zu eröffnen. Beide Geschlechter können sowohl die Webstühle herstellen, wie auch an ihnen arbeiten. Das ist ein wichtiger Schritt hin zu mehr Emanzipation. Obwohl wir hier fortschrittlicher denken als die Nichtbehinderten, gibt es auch bei uns noch viele Vorurteile gegen Gleichberechtigung. Auch die Männer müssen unseren Kampf verstehen und unterstützen. Aber das braucht Zeit .....

A2.: Wir wüschen uns auch Unterstützung von nichtbehinderten Frauenorganisationen, gemeinsame Diskussionen und Aktionen. Wir wollen diesen Frauen zeigen, daß wir genauso wie sie für unsere Rechte als Frauen kämpfen. Und ich wünsche mir, daß die Leute, die dieses Interview in Europa lesen, uns ihre Ideen mitteilen.

A3: Dieser Aspekt ist sehr wichtig für uns und unser Selbstverständnis. Wir haben quasi ohne Erfahrung diese Gesellschaft aufgebaut und versuchen seitdem mit internationalen Gehörlosenvereinigungen in Kontakt zu treten, haben aber diesen Kontakt immer verschoben, in der Hoffnung, daß die Situation hier ruhiger wird.

Nach den schweren Parteienkämpfen im Frühjahr dieses Jahres und der türkischen Invasion hat sich die Lage in Irakisch-Kurdistan drastisch verschlechtert. Die Menschen verarmen weiter, türkische, irakische und iranische Soldaten bombardieren Dörfer und Städte und eine politische Lösung ist in weite Ferne gerückt. Gleichzeitig verlassen immer mehr internationale Hilfsorganisationen das Land und der Spendenfluß ist versiegt, ebenso wie die Solidarität hier mit der Bevölkerung im Nordirak.
Diese Entwicklung hat auch katastrophale Auswirkungen auf die Gehörlosenvereinigung in Sulemania. Sie erhält so gut wie keine Aufträge mehr von Hilfsorganisationen und außerdem haben die Menschen inzwischen zu wenig Geld, um die Produkte der Gesellschaft auf dem Markt kaufen zu können. Alle Frauen und viele männliche Arbeiter mußten entlassen werden, und der Gesellschaft droht der Konkurs.
Eine Weiterarbeit und Wiedereinstellung der Entlassenen ist in der momentanen Situation nur mit finanzieller Unterstützung aus dem Westen möglich.

Spendenkonto: WADI e.V., Postbank NL FFM, BLZ.: 500 100 60, Konto: 6123 05 - 602, Stichwort: Gehörlosenvereinigung

WADI e.V., Gutleutstr. 144, 60327 Frankfurt/M. Tel.: 069-236510, Fax: 231472

Das Interview führten Oliver Piecha und Thomas von der Osten-Sacken

1 Die „Kurdistan Front" ist der Zusammenschluß der sieben bedeutendsten Parteien in Irakisch-Kurdistan. Bis zu den Wahlen 1992 übernahm sie Regierungsfunktionen, ist aber seitdem quasi bedeutungslos.

Was könnten Netzwerke behinderter Frauen für die feministische Theoriebildung bewirken?

Der folgende Artikel basiert auf einem Referat, das Theresia Degener bei der Frauen-Arbeitsgruppe auf dem „KrüppeIInnenRATschlag `95" gehalten hat.

Die Fragestellung verrät schon meine positive Grundeinstellung zur Gründung von Netzwerken behinderter Frauen. Abgesehen von der Möglichkeit, damit „Nachwuchskräfte" für die Szene behinderter Feministinnen (von einer Bewegung können wir ja bei weitem nicht reden) zu gewinnen, denke ich, daß es notwendig ist, daß wir behinderten Frauen uns immer wieder Zusammenhänge schaffen, in denen wir unabhängig von unseren nichtbehinderten Schwestern miteinander diskutieren, Erfahrungen sammeln und austauschen und reflektieren können. Denn sowohl in der zwischenmenschlichen Kommunikation als auch in der politischen Auseinandersetzung gibt es immer wieder Differenzen, die eine Rückbesinnung auf uns selbst und die Schaffung von nichtbehindert-freien Zonen auch innerhalb der Frauenbewegung sinnvoll erscheinen lassen.

Einige politische Differenzen sind inzwischen benannt und teilweise ausgetragen worden. Der Streit um den Begriff der feministischen Selbstbestimmung im Zusammenhang mit der pränatalen Diagnostik und der Frage der selektiven Abtreibung hat zu hitzigen, aber auch fruchtbaren Diskussionen auf den beiden großen Frauenkonferenzen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien in Bonn 1984 und Frankfurt 1989 geführt. Aufgeklärte Feministinnen haben inzwischen begriffen, daß es ein Recht auf ein nichtbehindertes Kind nicht nur faktisch nicht gibt, sondern daß es dieses Recht auch aus politisch-moralischen Erwägungen nicht geben darf. Bei den Auseinandersetzungen um das Thema der Zwangssterilisation mit Müttern (geistig) behinderter Kinder ging es ebenfalls um den Begriff der Selbstbestimmung. Dürfen Mütter, weil sie die Hauptlast der Betreuung ihrer geistig behinderten Kinder tragen, selbst bestimmen, ob ihr Kind sterilisiert wird oder nicht? Das war zwar keine Diskussion, die schwerpunktmäßig unter Frauen geführt wurde, doch auch hierbei wurden politische Differenzen zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen deutlich. Und schließlich hat die aggressive Parteinahme der Frauenzeitschrift EMMA für die „Euthanasie"-Positionen PeterSingers und Helga Kuhses zu einem deutlichen Bruch zwischen behinderten und (einigen) nichtbehinderten Feministinnen geführt. (Zwar gilt die EMMA seit langem nicht mehr als das Sprachrohr der Frauenbewegung, doch muß ihre Position mangels alternativer überregionaler Frauenzeitschriften mit feministischem Anspruch leider sehr ernst genommen werden.) In diesen Auseinandersetzungen mußten wir behinderte Frauen immer wieder erleben, daß sich nichtbehinderte Feministinnen von uns entsolidarisierten, um ihre eigenen Interessen legitimieren zu können. Damit kündigten sie eines der wichtigsten Prinzipien der feministischen Politik, das der Frauensolidarität, auf. Erst die interne Diskussion unter behinderten Frauen ermöglichte es uns, diese Auseinandersetzungen zu führen, einen eigenen Standpunkt aus der behinderten-politisch-feministischen Perspektive zu vertreten. Hierfür brauchen wir unsere Diskussionskreise, die wir mangels Masse nur ausnahmsweise auf lokaler Ebene realisieren können.


Foto: Marlies Scholz (Melsungen '95)

Doch selbst wenn all diese Streitpunkte beseitigt würden, brauchen wir, brauche ich jedenfalls, behinderte Frauen in meiner Lebenswelt. Wer von uns kennt nicht das Gefühl der Einsamkeit und Isolation, wenn wir nur mit nichtbehinderten Frauen zusammen sind? Hinzu kommt der ständige Erklärungszwang, wenn unsere Erfahrungen als Frauen anders sind. Das haben wir ja genauer in unserem Buch „Geschlecht behindert, besonderes Merkmal: Frau" beschrieben, deshalb will ich es hier nicht wiederholen. Egal wie gut die Diskussionsatmosphäre in der Frauengruppe mit nichtbehinderten Frauen ist, die Mauer von Mitleid und Bewunderung steht zwischen uns. Diese wird sich nur in Einzelfällen abbauen lassen, nicht aber generell und für alle Zeiten. Es bedeutet also auch Entspannung und Erholung, wenn wir uns unter behinderten Frauen treffen. Viele Dinge sind geklärt oder dürfen auch einmal im Raum stehen bleiben, ohne Anerkennungsverlust.

Die hier gestellte Frage lautet aber, welchen Beitrag Netzwerke behinderter Frauen für die feministische Theoriebildung leisten können. Mangels existierender wissenschaftlich-feministischer Institute für behinderte Frauen könnten Netzwerke ein erster Schritt zur eigenen feministischen Theoriebildung behinderter Frauen sein. Zwar wird Theoriebildung in der heutigen Gesellschaft im wesentlichen am Schreibtisch erbracht, doch kaum eine Theoriebildung entwickelt sich ohne Diskussionszusammenhang. Eben dieser kollektive Prozeß könnte in Netzwerken behinderter Frauen stattfinden. Es gibt zahlreiche Fragen, die von behinderten Frauen bearbeitet werden müßten. Einige davon sollen hier angedacht werden.

Theoretischer Nachholbedarf besteht insbesondere bei der Definition und Deutung des Begriffes der doppelten Diskriminierung. Dieser Begriff, mit dem unser gesellschaftlicher Status benannt werden soll, begleitet uns nun schon seit mehr als einer Dekade, ohne daß dessen Inhalt klar umrissen ist. Dabei interessiert mich nicht so sehr die z.B. von Franz Christoph provokativ gestellte Frage des „ob?". Denn diese Diskussion führt lediglich zu Scheingefechten um eine Begrifflichkeit, hinter denen ganz andere Differenzen ausgetragen werden. Interessanter ist das „wie?", d.h. die Frage nach dem Vollzug dieses doppelten Diskriminierungsverhältnisses und nach den Folgen. Erleben wir die Diskriminierung als Frau getrennt von der Diskriminierung als Behinderte? Ich denke nein. Die doppelte Diskriminierung als behinderte Frau ist kein kumulatives, sondern ein simultanes Erlebnis. Das bedeutet, daß sich unsere Situation im Vergleich zu nichtbehinderten Frauen manchmal als von verschärfter Diskriminisierung geprägt darstellt, manchmal aber auch von weniger. Wenn wir an die Situation im Arbeits- und im Beziehungsleben denken, die Sigrid Arnade treffend mit „weder Küsse noch Karriere" umschreibt, dann führt die doppelte Diskriminierung zu einer verschärften Benachteiligung behinderter Frauen. Wenn wir aber an unsere Sozialisation denken, dann ist festzustellen, daß jedenfalls körperbehinderte Frauen ihre Erziehung als nicht eindeutig auf das weibliche Rollenmodell zugerichtet beschrieben haben. Unsere körperlichen „Defizite" sollten wir mit intellektuellen Leistungen kompensieren lernen. Das Erlernen traditionell männlicher Fähigkeiten (Ehrgeiz, Durchsetzungsvermögen, Karriereorientierung) befreite einige von uns von den Zwängen weiblicher Sozialisation, der Vorbereitung auf Heirat, Küche und Kinder. Natürlich ist auch diese Sozialisation mit doppelter Diskriminierung verbunden, nämlich der Verachtung gegenüber unserer Weiblichkeit und unserer Behinderung. Die Erwartungen, die mit dem einen verknüpft sind, können wir vermeintlich nicht erfüllen, von dem anderen haben wir zu viel und es muß ausgeglichen werden. Im Vergleich zu den Erfahrungen (weißer, heterosexueller) nichtbehinderter Frauen ist diese Sozialisation aber nicht unbedingt nachteiliger, sondern von Vorteil. Ich vermute, daß viele körperbehinderte Frauen mit patriarchalen Strukturen einfacher umzugehen wissen, als nichtbehinderte Frauen. Diese Vermutung wäre eine soziologische Untersuchung wert. Wenn ich die doppelte Diskriminierung behinderter Frauen als simultane Erfahrung beschreibe, dann plädiere ich hier nicht für die Streichung des Begriffs „doppelte Diskriminierung". Diesen beizubehalten, finde ich äußerst wichtig, denn er verweist auf die Anzahl der Rollen, in denen wir uns befinden, oder jedenfalls auf die Anzahl der Rollen, auf die es uns bei der Beschreibung ankommt.

Die Klärung des Begriffs der „doppelten Diskriminierung" geht mit der Entwicklung einer eigenen behinderten-feministischen Theoriebildung einher. Diese läßt sich nur teilweise aus den bislang gewonnenen Erkenntnissen der Frauen- und der Behindertenbewegung zusammensetzen. (Wobei wir in Deutschland noch nicht einmal von einer von Behinderten selbst entwickelten Behindertenthorie ausgehen können. Erste Theorieansätze wurden aber in den letzten Jahren in den USA und in England entwickelt.) Wenn wir das feministische Prinzip „Das Private ist Politisch" ernst nehmen, dann muß unsere simultane Erfahrung zentraler Ausgangspunkt des Erkenntnisprozesses sein. Vielleicht läßt sich das bildlich an zwei Kreisen darstellen. Wenn der eine Kreis die feministische Theorie darstellt und der andere Kreis die Behindertentheorie, dann könnte allenfalls die Schnittmenge beider Kreise Inhalte einer behinderten-feministischen Theorie darstellen. Das bedeutete zwar keinen neuen dritten Kreis, aber gleichzeitig etwas anderes als die beiden Kreise. Die Schnittmenge hat einen neuen Inhalt, der sich nicht lediglich als Addition der Inhalte aus den beiden Kreisen beschreiben läßt. Um diese theoretische Schnittmenge zu entwickeln, können wir uns nicht ausschließlich auf die Erkenntnisse der Behindertenbewegung beziehen, denn die Behindertenbewegung hat sich bislang ausschließlich am maskulinen (Nicht-)Behindertenbild abgearbeitet. Als zentrale Begriffe sind hier Leistungsstärke, Autonomie, Verwertbarkeit zu nennen. Aber auch die theoretischen Erkenntnisse der Frauenbewegung müssen für behinderte Frauen transformiert und erweitert werden, denn die Frauenbewegung negiert regelmäßig Behinderung als weibliche Lebensform. Welche Konsequenzen sich hieraus im Einzelnen ergeben, läßt sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht abschließend feststellen. Es bedeutet aber z.B., daß wir das (männliche) Selbstbestimmungskonzept der Behindertenbewegung ebenso wie das feministische Selbstbestimmungskonzept kritisch analysieren müssen. Auf dieser Grundlage ließen sich dann vielleicht folgende weitere Fragen beantworten: - Was bedeutet „Medizinisierung" von Behinderung für uns? Die von nichtbehinderten ExpertInnen vorgenommene medizinische Definition von Behinderung als individuelle/organische Abweichung von der Norm ist seit langem zentraler Bezugspunkt unserer Behindertenpolitik. Daran arbeiten wir uns ab und setzen dagegen das soziale Modell von Behinderung, das auf die Beziehung zwischen Individuum und Umwelt abstellt.

Aber haben wir eine andere Erfahrung als behinderte Männer, weil die meisten Ärzte, denen wir ausgesetzt sind, Männer sind? Und wenn ja, ist diese Erfahrung und die Analyse des medizinischen Modells bislang in unsere Bewegungsdiskussion eingeflossen?

- Was heißt für uns behinderte Frauen „Selbstbestimmt Leben"? Das bekannte Kompetenzenmodell in Bezug auf Persönliche Assistenz, wonach Selbstbestimmung bedeutet, daß die behinderte Person die finanzielle, räumliche, personelle und soziale Kompetenz im Assistenzverhältnis innehat, ist sehr beeindrukkend und auch einleuchtend. Aber sind diese Kompetenzkategorien auch die, an die wir zuerst anknüpfen würden? Oder würden wir eher z.B. über sexuelle Kompetenz (im Sinne von sexueller Selbstbestimmung) reden, weil die Erfahrung mit sexueller Ausbeutung und Gewalt eine überwiegend weibliche Erfahrung im Assistenzverhältnis ist?

- Wie sehen wir das Verhältnis von Geschlecht und Behinderung? Sind beides soziale/kulturelle Konstruktionen? Die Positionen der feministischen Theorie zu dieser Frage reichen von der Biologisierung des Weiblichen bis zur generellen Negierung der Geschlechterdifferenz. Von der Behindertenbewegung wird die Kategorie Behinderung ebenfalls als ein soziales Konstrukt, d.h. durch die gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen verursachte Eigenschaft, beschrieben. Aber sowohl das Geschlechterverhältnis als auch das Behinderten-Nichtbehinderten-Verhältnis wurde bislang überwiegend von nichtbehinderten und behinderten Männern analysiert und definiert. Einige Feministinnen bestehen deshalb darauf, daß das Geschlechterverhältnis von Frauen erst neu erkannt werden müsse. Gilt ähnliches auch für das Verhältnis zwischen Behinderten und Nichtbehinderten? Müssen behinderte Frauen hier unter Einbezug des Weiblichen grundlegend neue Erkenntnisarbeit leisten?

Gibt es weiterhin einen Unterschied zwischen den Kategorien Geschlecht und Behinderung? Ist die Frage der funktionellen Fähigkeiten (physisch und kognitiv) von Relevanz? Können Behinderung und Geschlecht tatsächlich als gleich neutrale Zustände des Andersseins gedacht werden?

- Und schließlich müßte auch daran weitergearbeitet werden, was Swantje Köbsell und ich in unserem Buch „'Hauptsache, es ist gesund?' Weibliche Selbstbestimmung unter humangenetischer Kontrolle" angedacht haben. Welches Gleichheitskonzept vertreten wir als behinderte Feministinnen? Wenn Feminismus auf dem Prinzip der Gleichheit basiert und in der Behindertenpolitik neben dem Gleichheitsprinzip das Recht des Andersseins, der Differenz, eine besondere Bedeutung hat, was heißt dann Gleichberechtigung für uns? Was meinen wir, wenn wir von Gleichheit in der Differenz reden? Traumhaft wäre natürlich, wenn wir diese und andere Fragen in einem eigenen behinderten-feministischen Institut klären könnten. Aber solange wir das nicht haben, könnten wir uns mit Netzwerk-Diskussionen begnügen. Diese Diskussionen sind dann vielleicht für die eine oder andere behinderte Frau ein Anreiz, ihre Examens- oder Doktorinnenarbeit einer oder mehrerer dieser Fragen zu widmen.

THERESIA DEGENER, FRANKFURT/M.

"Care-Card" im Handgepäck?

Medizin, Macht und Erfassung im Zeitalter der Pflegeversicherung

Viele von uns arbeiten in Bereichen, in denen sie täglich mit den vielfältigen Problemen bei der Umsetzung der Pflegeversicherung konfrontiert werden. Im Bemühen, wenigstens die schlimmsten Auswirkungen zu verhindern, wurden unzählige konkrete Verbesserungsvorschläge gemacht. Dabei ist die Gefahr groß, sich unmerklich die herrschende Sichtweise zu eigen zu machen, wie sie in diesem Gesetz zum Ausdruck kommt. Gleichzeitig wird durch die detaillierte Auseinandersetzung mit den praktischen Auswirkungen die Grundstruktur der Pflegeversicherung deutlich ;erst dadurch wird eine fundierte Kritik möglich.

Sicher kann eine derartige „reformistische" Herangehensweise den grundsätzlichen Widerstand gegen die Pflegeversicherung und die Forderung nach einer bedarfsdeckenden Assistenzsicherung nicht ersetzen; sie kann aber dazu beitragen, durch die Benennung konkreter Kritikpunkte tagespolitische Forderungen zu entwickeln. Der folgende Beitrag von Ulrike Lux entstand vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen bei der Projektierung einer Beratungsstelle *(d. Red.)*.

Daß die Pflegeversicherung nicht für Behinderte erdacht und gemacht wurde, ist ein alter Hut. Gegenwärtig zeichnet sich genau das ab, was so viele befüchtet haben: Es geht nicht um eine Verbesserung der bisher erhaltenen Hilfen, sondern darum, Finanzierung und Organisation der Pflege zu verteidigen. Doch es ist notwendig, den Blick gewissermaßen auch hinter die Kulissen zu werfen: Wie in anderen Bereichen des Sozial- und Gesundheitswesens ist auch hier eine Zunahme der Definitionsmacht der Medizin zu beobachten. Gleichzeitig wirkt die Pflegeversicherung als Erfassungsinstrument jener Bürger und Bürgerinnen, die, da alt und / oder behindert, dem Staat "zu teuer" sind oder werden könnten.

Da Alte und Behinderte davon gleichermaßen betroffen sind, sollen hier nicht, wie sonst üblich, "jüngeren Behinderte" und "Alte" völlig getrennt voneinander betrachtet werden. Der oft verwendete lapidare Hinweis, daß ja in der jeweils anderen Gruppe sowieso alles ganz anders sei, mag für die gegenwärtige Praxis gelten, geht aber in der Regel auf Kosten der jeweils anderen Gruppe.

Mehr als "satt und sauber"!

Bisher wurde die Pflege individuell meist einkommensunabhängig über die Krankenversicherung (Leistungen bei Schwerpflegebedürftigkeit, SGB V) und/ oder einkommensabhängig über die Sozialhilfe (§§ 68, 69 BSHG) finanziert. Bei ersterer deckte der festgelegte Betrag (400 DM Geldleistung bzw. 750 DM Sachleistung) oftmals nicht die Kosten der Hilfen, die bei der Feststellung der Pflegebedürftigkeit als notwendig zugrunde gelegt wurden. Die Sozialhilfe dagegen sprang schon bei geringerem Hilfebedarf ein und arbeitet bisher nach dem Prinzip der Kostendeckung, d.h. alle tatsächlich anfallenden Kosten müssen tatsächlich auch getragen werden - allerdings einkommensabhängig. Welche Kosten in der Praxis anfallen durften, war gerade bei Menschen mit hohem Bedarf an Hilfen von Kommune zu Kommune sehr unterschiedlich. Unumstritten war bisher jedoch, daß der anerkannte Hilfe- und Pflegebedarf auch über den unmittelbaren Bedarf an Pflege und hauswirtschaftlicher Versorgung und über den häuslichen Bereich hinausgeht und auch Begleitdienste etc. mit einbezieht.[1] Dies spielt für die Praxis eine entscheidende Rolle: Individuelle Schwerstbehindertenbetreuung (ISB) und Mobile Soziale Hilfsdienste (MSHD) werden inzwischen nicht nur von Zivildienstleistenden übernommen, sondern weit darüber hinaus angeboten (wenn auch z.T. unter anderen Namen bzw. im Rahmen weiterentwickelter Konzepte, wie z.B. der persönlichen Assistenz Behinderter). Diese Hilfen rücken nicht die (Körper-)Pflege, sondern den Alltag alter und/oder behinderter Menschen in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit. Der medizinisch-pflegerische Anteil der Hilfen mag im Einzelfall eine größere oder geringere Rolle spielen, kann aber niemals losgelöst von den "Alltagshilfen" gesehen werden.

Auch für diejenigen, die ihre Hilfen nicht durch professionelle Dienste erhalten oder als behinderte ArbeitgeberInnen selbst AssistentInnen beschäftigen, sondern alles ganz privat und informell organisieren, sollten die finanziellen Hilfen der Idee nach bisher vor allem eine soziale Funktion haben, z.B. Freunden und Familie eine Anerkennung für die geleisteten Hilfen zukommen zu lassen, behinderungsbedingten Mehraufwand mitfinanzieren, um am "Leben in der Gesellschaft" teilhaben zu können. Nicht immer brauchte dabei bisher der tatsächliche Hilfe- und Pflegebedarf nachgewiesen zu werden: Um Blindengeld oder das sog. "hohe Pflegegeld" zu erhalten, genügte der Nachweis der Blindheit bzw. einer den Kriterien entsprechenden Körperbehinderung. Zusätzlich zur Finanzierung des behinderungsbedingten Mehraufwandes hat dieses Geld bisher für viele Betroffene die Funktion eines ergänzenden Einkommens, etwa, wenn aufgrund der Behinderung nicht oder nicht in vollen Umfang gearbeitet werden kann oder (häufig) keine entsprechende Beschäftigung gefunden werden kann. Es ist ein Nachteilsausgleich, mit dem die aufgrund einer Behinderung bestehenden Nachteile zu einem kleinen Teil ausgeglichen werden können und hat damit auch in einem erweiterten Sinn eine soziale Funktion.

Die Definitionsmacht der Medizin

Während das Blindengeld vorerst weiterhin unangetastet bleibt, vollzieht sich beim Pflegegeld eine drastische Änderung: Mit der Einführung des Pflegeversicherungsgesetzes wurden dessen Leistungen vorrangig vor denen der Sozialhilfe. Der Begriff der Pflegebedürftigkeit im neuen Gesetz ist wesentlich enger als im BSHG, orientiert sich eng an der Körperpflege, der Nahrungsaufnahme und der hauswirtschaftlichen Versorgung. Dieser "Satt-und-sauber-Pflege"- Begriff steht beispielhaft für die Entwicklung, die sich gegenwärtig im Bereich der Hilfen für alte und behinderte Menschen vollzieht: Soziale Aspekte und Sichtweisen von Behinderung und Alter verlieren an Bedeutung, medizinische und damit vorrangig defektorientierte Sichtweisen werden künfig mehr und mehr die Priorität haben. Dies zeigt nicht nur die Tatsache, daß die Pflegekassen bei den jeweiligen Krankenkassen angesiedelt sind. So ist der Begriff der Pflegebedürftigkeit im BSHG inzwischen weitgehend dem im Pflegeversicherungsgesetz angeglichen worden. Ansätze des Nachteilsausgleichs fallen damit weg. Obwohl das PflegeVG zumindest eine Besitzstandswahrung für jene vorsieht, die bisher Hilfe zu Pflege nach dem BSHG erhalten haben (§51 PflegeVG), haben viele Kommunen die Zahlung der Pflegegelder inzwischen eingestellt, oftmals, ohne daß die Betroffenen schon wußten, ob sie überhaupt Leistungen aus der Pflegekasse erhalten werden.

Ein weiteres Beispiel: Mit dem Hinweis auf die Bindungswirkung des PflegeVG versuchen mache Sozialhilfeträger die Finanzierung der ambulanten Pflege, die über den Höchstsatz der Pflegeversicherung hinausgeht, drastisch zu kürzen: So setzte das Sozialamt des Landkreises Leer mit einer sehr restriktiven Auslegung des MdK-Gutachtens, in dem einer Klientin ein Pflegebedarf von "mindestens fünf Stunden täglich" (eine höhere Kategorie sieht der Gutachtenbogen nicht vor) bescheinigt wird, kurzerhand den Bedarf von 24 Stunden täglich auf fünf Stunden herab.

Hier werden zum einem Versäumnisse in der Abstimmung verschiedener Kostenträger auf dem Rücken der Betroffenen ausgetragen. Zum anderen entsteht der Eindruck, daß die Sozialhilfeträger ein deutliches Signal setzen, daß sie ihre Aufgaben in der Finanzierung der ambulanten Pflege weitgehend als erledigt betrachten.

Beratung als Luxus?

Dies zeigt sich auch noch auf einer anderen, nicht weniger brisanten Ebene: Umfassende, kundenorientierte Beratungsarbeit in ambulanten Diensten konnte bisher oft nur dort geleistet werden, wo sie "von oben" subventioniert wurde. Nun ziehen sich viele Kommunen aus der Finanzierung von Beratungsarbeit in den Sozialstationen und ambulanten Diensten und damit auch vielfach aus den Gestaltungsmöglichkeiten einer Pflegeinfrastruktur auch in einem Bereich zurück, der nicht von den Pflegekassen abgedeckt wird. Wie sich die Länder bei der Finanzierung der Beratung verhalten werden, ist vielfach noch unklar. Zwar sieht beispielsweise das Hess. Ausführungsgesetz eine Förderung u.a. von Beratungsarbeit vor, die Höhe und Verteilung der Verwendung der Mittel ist jedoch noch fraglich. Angesichts dieser Situation stehen viele Dienste vor der Entscheidung, ihre Beratungsarbeit zumindest einzuschränken.

Das erreichte Niveau der Beratungsarbeit steht zur Disposition. Angesichts dessen, daß die Einführung der Pflegeversicherung einen immensen Informations- und Beratungsbedarf nach sich zieht, eine geradezu absurde Situation. "Wir haben jetzt viel mehr Arbeit in der Beratung, dafür ist die Finanzierung aber nicht mehr gesichert!" formulierte bespielsweise eine Mitarbeiterin einer Kasseler Sozialstation. Dabei ermöglicht ja oft erst die Beratung, die über die Pflege im engeren Sinne hinausgeht, wie zum Beispiel die Beratung bei Assistenzverhältnissen oder auch die Begleitung von gerontopsychiatrisch erkrankten Menschen, ein Leben mit ambulanten Hilfen in den eigenen vier Wänden (und auch außerhalb!), das über "satt-und-sauber" hinausgeht.

Satt, sauber und totalerfaßt

Die Abwendung vom Sozialen hin zum Medizinischen zeigte sich für diejenigen, die Anträge auf die Leistungen des Pflegeversicherungsgesetzes stellen mußten, zunächst am offensichtlichsten im Hausbesuch des Gutachters bzw. der Gutachterin des Medizinischen Dienstes: Der Fragebogen, nach dem das Gutachten erstellt wird, ist zutiefst entwürdigend. Daß zwar nach dem sozialen Umfeld gefragt wird, dies aber bei der Festlegung des Bedarfs eigentlich keine Rolle spielt und sowieso nur für die unmittelbare Pflege gezahlt wird, empört viele. Ebenso die Art der "Totalerfassung" in einem wenig Platz für Individuelles bietenden "Käsekästchenformular". Viele Gutachter teilen die Kritik zumindest teilweise und versuchen, so zu gutachten, daß den Betroffenen zukünftig wenigstens keine Verschlechterungen im Vergleich zu ihrer gegenwärtigen Situation entstehen. Es müssen allerdings auch Zweifel an der vielgerühmten Fachlichkeit der Gutachter angemeldet werden: Da mußte beispielsweise eine Antragstellerin der gutachtenden Pflegefachkraft den Fachterminus ihrer keineswegs so selten auftretenden Behinderung buchstabieren. Eine andere körperbehinderte Frau mit einem Hilfebedarf von etwa zwölf Stunden täglich wurde von einem Urologen in die Pflegestufe 1 eingestuft. Vermutlich keine Einzelfälle.

Vor allem aber in der - im Vergleich zum bisherigen Verfahren - verschärften Kontrolle und Erfassung derer, die bei der Finanzierung ihrer Hilfen auf die Leistungen der Pflegekassen angewiesen sind, zeigt sich die wahre Brisanz des neuen Sozialgesetzbuches:

- Werden durch den Gutachtenbogen zunächst schon viele, sehr private Bereiche des/der Einzelnen systematisch erfaßt, geht die Erfassung lückenlos weiter: Werden die Hilfen über einen Dienst bezogen, muß dieser für die Abrechnung mit den Kassen nicht nur die geleistete Stundenzahl nachweisen, sondern in den Abrechnungsunterlagen die erbrachten Leistungen nach Art, Menge und Preis einschließlich des Tages und der Zeit der Leistungserbringung aufzeichnen. Vom 1. Januar 1996 an sind maschinenlesbare Abrechnungsunterlagen zu verwenden.[2] Die hier geforderte umfassende Dokumentation wäre in anderen privaten Bereichen außerhalb von Kliniken, anderen stationären Einrichtungen und Justizvollzugsanstalten undenkbar.
- Versicherte, die Pflegegeldleistungen beziehen, sind verpflichtet, je nach Pflegestufe halb- oder vierteljährlich einen Pflegeeinsatz durch eine Pflegeeinrichtung abzurufen. Hier muß nachgewiesen werden, daß die häusliche Versorgung in geeigneter Weise sichergestellt ist.[3] Was von den Diensten als "Beratungsgespräch" angeboten wird, wird von vielen Betroffenen schon jetzt als "Kontrollbesuch" bezeichnet.
- Zur Vereinfachung der Erfassung und Verdatung wird eine Vereinheitlichung der Leistungen angestrebt: Baden-Württemberg wird bereits in "Leistungspaketen" gepflegt und abgerechnet, in Hessen sind 28 "Module" entwickelt worden. Leistungspaketen bzw. Modulen werden Punkt- und Zeitwerte zugeordnet, die dann für jede/jeden zu gelten haben. Dauert z.B. die "kleine Toilette" beim einen länger als der vorgegebene Zeitwert, muß die Zeit beim nächsten wieder hereingeholt werden. Dieser "Pflegeakkord" wird insbesondere von jenen Diensten kritisiert, die stark individualisierte, zeitintensive Hilfen anbieten.

Pflege ist keine Ausnahme ...,

... die beschriebenen Arten der Erfassung, Dokumentation und Kontrolle sind in vielen Bereichen des Gesundheitswesens nichts Neues und werden ständig perfektioniert. ÄrztInnen, Apotheken, Krankenhäuser usw. müssen ihre Leistungen maschinenlesbar abrechnen. Abrechnungen, die nicht computerlesbar sind, dürfen nicht bezahlt werden. Die erbrachten Leistungen sind bereits jetzt auswertbar nach PatientInnen, behandelnden ÄrztInnen und Leistungserbringern. ÄrztInnen beispielsweise müssen ihre Diagnosen und Behandlung zunehmend an Richtwerten und Durchschnittswerten orientieren. Auf lange Sicht ist die zunehmende Ausgrenzung von Patientengruppen vorprogrammiert: Die Heilung von Alten, chronisch Kranken oder Behinderten ist eben viel teurer als bei Durchschnitt.[4]

Die Entwicklung geht weiter: Die seit Ende 1993 üblichen Krankenversicherungs-Chipkarten werden bald nicht nur die Versichertendaten, sondern auch medizinische Daten enthalten.

Welche Entwicklungen in dieser Richtung im Bereich von Hilfe- und Pflegeleistungen denkbar sind, darüber läßt sich unschwer spekulieren: Denkbar wäre beispielsweise eine "Care-Card", technisch kompatibel zur Krankenversicherungskarte, auf der Gutachtendaten, die erforderlichen Module und der Punktwertkontostand abgerufen werden können. Mobile Lesegeräte im Handgepäck sollten dann zur Grundausstattung des Pflegers oder der Pflegerin gehören.

Was die Entwicklungen, die mit der Einführung der Pflegeversicherung einhergehen, so bedrohlich macht, ist aber vor allem die Tatsache, daß hier eine Bevölkerungsgruppe nahezu lückenlos erfaßt wird, die schlicht als "zu teuer" bezeichnet wird. Die erhoben Daten eignen sich hervorragend für Kosten-Nutzen-Rechnungen, die Erfassung wird möglicherweise vollständiger sein als etwa bei den Fehlbildungsregistern.[5] Zwar ist die Antragstellung auf Leistungen nach dem Pflegeversicherungsgesetz nicht verpflichtend, aber die allergrößte Zahl der AntragstellerInnen sind zwingend auf die Leistungen angewiesen. Wer ist schon in der Lage behinderungs- alters- oder krankheitsbedingten Mehrkosten aus der eigenen Tasche zu finanzieren oder sich zu erarbeiten?

Nur wenige vergegenwärtigen sich, daß die "erbbiologische Bestandsaufnahme", also die Erfassung derer, die als "zu teuer" galten, im NS-Staat ideologisch und bürokratisch den Weg in die Anstaltsmorde geebnet hat. "Diese historische Erfahrung, daß Erfassungsprojekte, die auf die Identifizierung von bestimmten Gruppen abzielen, immer auch zu administrativen Maßnahmen führen und sozialpolitische Konsequenzen haben, zwingt zu einem geschärften Blick auf heutige Projekte." schreibt Ludger Weß[6]. Im Hinblick darauf muß gefragt werden: Wie weit ist der Weg vom "Altenberg" zu "Ballastexistenzen"? Wie weit der Weg von "multimorbide"[6] zu "lebensunwert" oder zum "human vegetable" eines Peter Singer?

Werden die in der Intensivmedizin bereits

üblichen "Ethik-Kommissionen" bald Einzug in die Pflege halten und die Begrenzung pflegerischer Leistungen ethisch untermauern? Nicht das Leben, das mit adäquaten Hilfen geführt werden kann, wird dann im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen, sondern Maßstab wird die "Minderung der Lebensqualität" eines Menschen, der auf Hilfe/ Pflege / Assistenz angewiesen ist, im Vergleich zum "Normalmenschen", der ohne diese Hilfen auskommt. Die zentrale Frage wird sein, was die Verbesserung dieser "minderen Lebensqualität" kosten darf.

Überleben in harten Zeiten

Gefragt ist zur Zeit der Umgang mit den Neuerungen auf einer ganz pragmatischen Ebene: Anerkennung der Versorgungsverträge und Aushandlung der Kostensätze bei den Verbänden, Kassen und Sozialämtern, Sicherung des bisherigen "Standards" an Hilfen bei Betroffenen und Diensten. Die Verbände befinden dabei sich in der oft zwiespältigen Situation, Anbieter und Betroffene gleichzeitig zu vertreten.

Allerorten regt sich Einsicht, daß "Nachbesserungen" erforderlich sind. Am meisten Aussicht auf Erfolg haben dabei derzeit die behinderten ArbeitgeberInnen, denen künftig vielleicht auch die Pflegesachleistungen zustehen werden. Der "Rückschlag" folgt ggf. sofort: Die Entlohnung für AssistentInnen, die bei behinderten ArbeitgeberInnen angestellt sind, soll in den Keller gedrückt werden. Viele behinderte ArbeitgeberInnen, die bisher ihre Pflege eigenverantwortlich organisierten, werden gezwungen sein, ihre Hilfen wieder über ambulante Dienste zu beziehen. Ein großer Rückschritt, zumal befürchtet werden muß, daß sich der häufig unternommene Versuch der Sozialhilfeträger, vom Prinzip der Bedarfsdeckung abzugehen und die Kosten, die ambulante Pflege individuell verursachen darf, zu deckeln, sich durchsetzen wird. Vielen bliebe dann nur noch der Weg ins Heim.

Garantiert werden muß darum zukünftig vor allem ein Wahlrecht in Bezug auf die Pflegeform, nicht nur für behinderte, sondern auch für alte Menschen: Hilfen über einen ambulanten Dienst oder als ArbeitgeberIn, Hilfen in ambulanter, teilstationärer oder stationärer (wenn denn wirklich selbst gewollt) Form unabhängig vom Kostenvergleich zwischen den einzelnen Pflegeformen.

"Nachbesserungen" auf vielen verschiedenen Ebenen in die Wege zu leiten, wird eine Hauptaufgabe von Interessenvertretungen behinderter und alter Menschen sein. Unter Umständen können dabei Ansätze des PflegeVG kreativ genutzt werden. So sind dort beispielsweise Pflegekurse für Angehörige vorgesehen. Warum also nicht auch "Pflegekurse" für auf Hilfe und Pflege angewiesene Menschen fordern, in denen der Umgang mit personeller Hilfe, z.B. die Anleitung wechselnder Pflegepersonen, "erlernt" wird? Vielleicht läßt sich so "Beratung" zumindest zum Teil finanzieren.

Parallel zu der Arbeit an "Nachbesserungen" ist eine Entwicklung von "Soforthilfen" nötig, etwa die Einrichtung eines "Nothilfefonds" für jene, deren Pflegefinanzierung aufgrund der Gesetzesänderungen in der Luft hängt, eine Vermittlungsstelle für Rechtsvertretung oder eine gezielte Vernetzung von Beratungsstellen bzw. Stellen, die praktische Erfahrungen mit dem PflegeVG sammeln und auswerten. (Denkbar wäre, in der randschau eine Liste zu veröffentlichen.)

Es geht um mehr als die Kritik an "satt und sauber", es geht um den Widerstand gegen die totale Erfassung auf Pflege angewiesener Menschen. Erforderlich ist darum vor allem auch eine weitergehende Politisierung von behinderten und alten Menschen und in der Pflege bzw. Assistenz Tätigen. Dabei sollte auch schon mal über den allzu engen eigenen Tellerrand von Behinderten- bzw. Altenpolitik hinweg geschaut werden: Kritik einer "Bioethik", der Medizinisierung des Alltags und der expansiven Nutzung von Informationstechnologie (zu deren begeisterten NutzerInnen auch viele Behinderte gehören) dürfen durchaus einbezogen werden. Gegenseitige Lerneffekte sind nicht nur wünschenswert, sondern notwendig!

ULRIKE LUX, KASSEL

[1] "(1) Personen, die infolge Krankheit oder Behinderung so hilflos sind, daß sie nicht ohne Wartung und Pflege bleiben können, ist Hilfe zur Pflege zu gewähren.
(2) Dem Pflegebedürftigen sollen auch die Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden, die zur Erleichterung seiner Beschwerden wirksam beitragen. Ferner sollen ihm nach Möglichkeit angemessene Bildung und Anregungen kultureller oder sonstiger Art vermittelt werden." (§68 BSHG in der bis zum 31.3.1995 gültigen Fassung)

[2] vergl §105 PflegeVG

[3] vergl. §37 (3) PflegeVG

[4] vergl. Kuhlmann, Jan: Rationierung statt Rationalisierung. In: Dr. med. Mabuse 93 vom Dezember 1994

[5] Weß, Ludger: Fehlbildungsregister: In: die randschau Nr. 6/93

[6] in der Altenpflege anerkannter Fachbegriff für "mehrfacherkrankt"

Kirchentag 1995

Es darf alles gesagt werden - klare Stellungnahmen fehlen

Beim Kirchentag vor zwei Jahren wurde versucht, das Kirchentagspublikum mit dem provokanten Motto 'Behindert - Annahme verweigert !?' auf Veranstaltungen zur Behindertenthematik aufmerksam zu machen und zu einem ausschließlich dafür genutzten Veranstaltungsort zu locken, der am Rande der Stadt und fernab des Messegeländes lag. Ganz anders diesmal, wo unter der nicht weniger problematischen Überschrift 'Lebenswert und Lebensrecht' lediglich ein Tag mit zwei Großveranstaltungen den behinderten Menschen 'gewidmet' waren; diese jedoch fanden mitten im Zentrum des Geschehens in einer Messehalle statt.

Aufgrund der schlechten Erfahrungen beim letzten Kirchentag mit diesen Veranstaltungen (siehe meinen Artikel in der randschau 3-4/1993) wandte ich mich bereits im Herbst 1993 an den Kirchentag mit der Bitte, mich bei der Vorbereitung von Veranstaltungen zum Thema Behinderte, zu beteiligen. Lange geschah nichts, bis ich letztes Jahr von dem Motto, damals noch als Arbeitstitel deklariert, und von der Gründung einer Arbeitsgruppe zur Vorbereitung erfuhr. Ich ahnte Böses, besonders nachdem ich im Januar dieses Jahres von einem Herrn Rüdiger Runge ein Schreiben erhielt. Darin hieß es unter anderem, daß die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe es nicht für gerechtfertigt hielten, Humangenetikern pauschal zu unterstellen, daß sie das Lebensrecht behinderter Menschen grundsätzlich in Zweifel ziehen oder den Wert ihres Lebens in Frage zu stellen. Im Interesse einer kritischen Diskussion über die teilweise sehr problematischen Folgen humangenetischer Möglichkeiten müsse das Gespräch mit Fachleuten gesucht werden. Wörtlich heißt es: „Eben weil heute die Gefahr besteht, daß ein unbedingter Wert menschlichen Lebens und ein gleiches Lebensrecht aller Geborenen nicht mehr allgemein anerkannt werden, gehört es wohl zu einem christlich verantworteten Denken und Handeln, nicht durch vorschnelle Ausgrenzung der Auseinandersetzung mit Entwicklungen auszuweichen, die bedenklichen Relativierungen möglicherweise Vorschub leisten." - Das verstehe, wer will; ich jedenfalls nicht!

Etwas irritiert war ich, als ich im Kirchentagsprogramm als TeilnehmerInnen des Forums weder den Namen einer/eines Humangenetikerin/Humangenetikers noch sonst einen anderen als problema-

tisch 'bekannten' Namen entdeckte. War alle Aufregung umsonst? Hatte mein Protest auf das oben zitierte Schreiben Erfolg?

Positiv überrascht war ich, als ich am Vormittag des Veranstaltungstages FreundInnen aus Hamburg in der Messehalle traf, die nebenstehend abgedrucktes, wie ich finde recht gutes, aber vielleicht zu umfangreiches, Flugblatt verteilten.

Leider wurden die Flugblätter zu früh verteilt. Während am Vormittag lediglich einige Statements von Menschen abgegeben wurden, wie sie mit Behinderung in ihrem Umfeld umgehen (eine einzige behinderte Frau kam zu Wort!), begann der problematische Teil des Tages erst mit dem ab 15.00 Uhr angesetzten Disput, der unter der Überschrift „Recht auf Unvollkommenheit. Das Nützliche und das Heilige" zwischen Bischof Dr. Wolfgang Huber (Berlin) und Prof. Hans-Peter Schreiber (Ethikberatung und Technikfolgenabschätzung an der ETH Zürich) stattfand.

In den beiden Vorträgen, die mir inzwischen übrigens auch schriftlich vorliegen, werden Denkweisen und Positionen referiert, ohne daß explizit und in nötiger Klarheit Stellung bezogen wird.

Bischof Dr. Huber eröffnet sein Referat mit Beispielen, in denen es um Lebenswert contra Lebensrecht geht: bei der „Frage" eines Schwangerschaftsabbruchs, wenn sich durch die pränatale Diagnostik herausgestellt hat, daß das Kind eine Behinderung haben wird, bei der Diskussion um die Verabschiedung der Bioethik-Konvention und bei dem von Wissenschaftlern geforderten Verfügungsrecht über Organe alter und sterbender Menschen. Im weiteren Teil seiner Ausführungen legt er die dem zugrunde liegenden ethischen Grundorientierungen dar, die er „Ethik der Würde" und „Ethik der Interessen" nennt und arbeitet deren Implikationen heraus. Erst im dritten und letzten Teil bezieht er kurz explizit Position zu seinen Darlegungen - wie ich finde zu knapp und ... (etwas daneben halt): Er spricht sich gegen den gesellschaftlichen Erwartungsdruck aus, eine Schwangerschaft bei einer festgestellten Behinderung abzubrechen, und hält es für nicht gerechtfertigt, „daß die Würde des individuellen Menschen dem Interesse der Wissenschaft oder der Gesellschaft aufgeopfert wird". Er konstatiert, daß „auch behinderte Menschen ... ein Recht darauf (haben), daß ihre Selbstbestimmung geachtet und gefördert wird" (?!), und vertritt die Auffassung, daß „auch altgewordene Menschen ... nicht als Ding behandelt (werden dürfen), sondern ... als Personen mit eigener Würde geachtet werden" müssen und lehnt daher ihre Instrumentalisierung als OrganspenderInnen entschieden ab.

Das war noch relativ akzeptabel im Vergleich zu dem Referat von Prof. Schreiber: Unter der Überschrift „Gendiagnostik und der Verlust der Solidarität gegenüber Behinderten" formulierte er zwölf Thesen, ohne selber (bis auf eine Ausnahme) explizit Stellung zu dem Gesagten zu beziehen.

So beginnt These 1 mit der Aussage, daß es verständlich ist, daß Pränataldiagnostik von behinderten Menschen als Bedrohung empfunden wird und schließt mit der Frage, ob damit gerechnet werden



Dieses Bild hat mit dem ev. Kirchentag rein garnix zu tun!?

muß, daß durch die Tötung ungeborenen Lebens schließlich auch das Leben geborener behinderter Menschen entwertet wird. „Wir fragen also nach den richtigen Regeln im Umgang mit den neuen technischen Möglichkeiten", konstatiert Schreiber in These 2 das Publikum (?) vereinnahmend, nachdem er sich implizit dafür ausgesprochen hatte, es den schwangeren Frauen selbst zu überlassen, ob sie sich für eine Pränataldiagnostik und gegebenenfalls für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden.

In den folgenden Thesen spricht er die gesellschaftlichen Gegebenheiten an, auf welche die neuen humangenetischen Entwicklungen treffen: daß die Existenzsicherung primär zur Aufgabe des einzelnen wird, was die Präventionsmentalität fördert; daß die Gesundheit unter den herrschenden Verhältnissen nicht länger eine Gabe, sondern die Aufgabe und Leistung des mündigen Bürgers ist; daß bei der Empfängnisverhütung zunehmend der qualitative Aspekt in den Vordergrund drängt und „unser Handeln und unsere Verantwortlichkeiten ... im Lichte neuer Erkenntnisse und neuer technischer Möglichkeiten reorganisiert" werden.

Zwar spricht er die Gefahr an, daß angesichts der gendiagnostischen Optionen Handlungschancen sehr schnell in Handlungspflichten umschlagen können und sich dadurch immer mehr Entscheidungen aufdrängen („Was darf bleiben und was bedarf der Korrektur? Welche genetischen Defekte bzw. Abweichungen sind tolerierbar, welche nicht?" ...), zieht aber nicht die nötige Schlußfolgerung hieraus: Zum bisher Gesagten m. E. im Widerspruch stehend spricht sich Schreiber in These 7 gegen ein Verbot der Gentechnologie im Bereich der Humangenetik aus (dies sei der falsche Weg) und begründet seine Meinung mit dem - meiner Meinung nach (wieder mal) falsch verstandenem - Recht auf Selbstbestimmung. Unter anderem führt er aus, daß „angesichts des Vorhandenseins der Instrumente der Pränataldiagnostik ... die Geburt eines behinderten Kindes auf(hört) Schicksal zu sein. Was in früheren Zeiten noch naturbedingte Schicksalhaftigkeit war, würde durch ein gesetzliches Verbot lediglich als rechtlicher Zwang reproduziert." Im weiteren Referat fordert er dann - wir sind's schon gewohnt - sozialpolitische Maßnahmen, um dem drohenden Verlust der Solidarität mit Behinderten entgegenzuwirken, fordert die Schaffung institutioneller Angebote zur Förderung und Integration Behinderter, um Frauen bzw. Eltern „ermutigen zu können, selbst zu einem behinderten Kind leichter Ja sagen zu können". Und zum Schluß des Referats: „Die Humanität unserer Gesellschaft hängt nicht allein davon ab, ob es uns gelingt, diese oder jene Krankheit und Behinderung medizintechnisch zu beherrschen; sie hängt ebenso davon ab, ob wir als Gesellschaft bereit und fähig sind, jenseits aller Nutzen- und Schadensrechnungen, Behinderte solidarisch anzunehmen und sie durch Fördermaßnahmen aktiv in unsere gesellschaftlichen Lebensbereich zu integrieren." - Jetzt wissen wir's!

Schade, daß die Zeitung 'Protest', die während des Kirchentags täglich von der Evangelischen StudentInnengemeinde herausgegeben wird und unter der Überschrift 'Abschied von der Bevormundung?' über das Forum berichtete, diese problematischen Punkte der Referate nicht als solche erkannte. Ihre Kritik bezog sich 'lediglich' - aber immerhin! - darauf, daß wieder einmal über die Behinderten geredet wurde, statt mit ihnen.

MARTIN SEIDLER, MANNHEIM

DOKUMENTATION

Das nebenstehende Flugblatt wurde auf dem Kirchentag in Hamburg verteilt, um gegen das dort stattfindende „Forum Lebenswert und Lebensrecht" zu protestieren. Siehe dazu auch den vorangehenden Artikel von Martin Seidler.

(Sorry wegen der Schriftgröße, hätte sonst nicht gepaßt.)



Das Lebensrecht ist nicht diskutierbar!

Im Rahmen des 26. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Hamburg findet das ganztägige „Forum Lebenswert und Lebensrecht" statt. Wir - ein Bündnis aus autonomen Krüppel-, FrauenLesben- und Antifa-Gruppen - sind empört, daß über das Lebensrecht von behinderten Menschen überhaupt Diskussionsbedarf besteht! Wir müssen uns ständig dagegen wehren, wie mit Humangenetik, Pränataldiagnostik, sog. bioethischen Argumentationen usw. die Praxis der Selektion/Eugenik in unserer Gesellschaft immer weiter verankert werden soll und wird. Dagegen nicht von Anfang an mit einem bedingungslosen „Nein" aufzutreten, sehen wir als Unterstützung eugenischer Politik. Und der Titel des Forums läßt diese Frage offen; aufgefordert wird zum „Disput". Das Lebensrecht von Menschen mit Behinderungen, mit Psychiatrieerfahrungen, mit chronischen Krankheiten oder von Menschen im Alter ist aber -**ohne jede Ausnahme**- nicht diskutierbar! An drei ausgewählten Punkten möchten wir unsere Position kurz darstellen.

Wer hilft eigentlich wem und warum? oder: Wer ist vollkommen?

In seinem Einführungsreferat zum Forum macht Prof. Dr. Jürgen Hübner z.B. folgenden Vorschlag: „Wer schon alles hat und nichts mehr braucht,...kann...Mitmenschen zur Lebensfreude verhelfen. Dann wird auch sein Leben einen Sinn bekommen." Bei dieser Motivation der „Hilfe" durch die 'Starken' für die 'Schwachen' scheinen es doch eher die 'Schwachen' zu sein, die den 'Starken' helfen, einen Sinn für ihr Leben zu bekommen?! An dieser Art von Hilfe haben Menschen mit Behinderungen kein Interesse! Sie lastet ihnen eine Bürde auf - Dankbarkeit, um die 'Sinnstiftung' für die HelferInnen auch gelingen zu lassen -, um die sie nicht gebeten haben, derer sie nicht „bedürfen" (und Hübner spricht in seiner Rede auch vom Kriterium der „Bedürftigkeit"). Dieses „HelferInnensyndrom" kann sich nur ausbreiten, wenn von einer Ungleichwertigkeit/Hierarchie ausgegangen wird. Menschen mit Behinderungen - und nicht nur die autonom organisierten - brauchen nicht derartige Hilfe und das damit immer einhergehende „Mitleid". Sie fordern von jeder/-m einzelnen und gesellschaftlich die Anerkennung als gleichwertige Menschen und die Erfüllung ihrer unterschiedlichsten Bedürfnisse, um ein selbstbestimmtes Leben führen zu können.
Auf dem Forum wird auch die Frage gestellt, wie man mit Behinderung leben kann, aber nicht VertreterInnen der Behindertenbewegung wurden gefragt. Als sie angeboten haben, etwas aus unserer Perspektive beizutragen, bestand kein Interesse.
Wie sehr hierarchisches Denken auch jenseits des nationalsozialistischen Begriffspaares „lebenswert" und „lebensunwert" verankert ist, zeigt das Motto für den zweiten Teil des Forums: „Recht auf Unvollkommenheit". Wenn es „unvollkommene" Menschen geben soll, so ist der Schluß zwingend, daß es auch „vollkommene" gibt. Wer maßt sich an, einzelne Menschen in diese jeweiligen Kategorien zu stecken? Das sind die, die in der Hierarchie oben stehen, die sich qua gesellschaftlicher Macht und/oder Mehrheit als „vollkommen" definieren, als „normal", als Maßstab aller Dinge. Diejenigen, die aus dieser „Normalität" rausfallen (und das sind in unserer Gesellschaft ja nicht nur Menschen mit Behinderungen), die werden ausgegrenzt. Und je nach Bedarf wird ihnen „geholfen" oder sie werden im Extremfall der Vernichtung preisgegeben.
Es braucht keinen Streit für ein „Recht auf Unvollkommenheit", denn: Wer ist schon vollkommen?!

Humangenetik, Pränataldiagnostik, Bioethik...

Humangenetik und Pränataldiagnostik sind medizinische Sparten, mit deren Hilfe körperliche Behinderungen bei Embryonen aufgrund erbbiologischer Gutachten bzw. medizinischer Untersuchungen (Ultraschall, Amniozentese usw.) prognostiziert bzw. festgestellt werden sollen. Dieses Wissen ist nur von Interesse, wenn das Ziel die Selektion ist. Wegen dieser eugenischen Bestimmung von Humangenetik und Pränataldiagnostik lehnen wir diese Praktiken **grundsätzlich** ab.
Von dieser Position aus ist es auch unsinnig, Behinderungen in „besonders schwere" oder „weniger gravierende" Fälle einzuteilen. Diese Diskussion ist lediglich eine, die um die *Grenzen von Selektion* streitet, nicht aber *gegen Selektion an sich*. Die sog. Bioethik betreibt genau das Geschäft, Kategorien für „ein bißchen" Eugenik (und immer „ein bißchen mehr" Eugenik) zu entwickeln und ihnen in der Bevölkerung Akzeptanz zu verschaffen. In der BRD werden inzwischen umfangreiche Register über „Behinderungen" bei Neugeborenen angelegt. Aus historischer und gegenwärtiger Erfahrung wissen wir, daß jede Erfassung der Anfang von Selektion ist. Deshalb sagen wir ausnahmslos nein zu den Praktiken von Humangenetik und Pränataldiagnostik und zu der sie stützenden „Ethik". Wir lehnen es ab, mit MedizinerInnen und anderen, die in diesen Bereichen tätig sind, in eine öffentliche Auseinandersetzung zu treten. Sie mögen noch so viele schöne Worte finden und vielleicht auch in bestem Glauben jede eugenische Absicht von sich weisen und in Diskussionen und organisatorischen Zusammenschlüssen mit Betroffenen, Interessenverbänden usw. um Verständnis und Akzeptanz heischen - die Tatsache, daß ihr Gewerbe nur eine Daseinsberechtigung hat, wenn Selektion betrieben werden soll, wird damit nicht vom Tisch gewischt.

Auf dem Kirchentag soll „offen" diskutiert werden, während sich die institutionelle Kirche schon auf die Seite der Eugenik schlägt.

Vom 19. bis 21. Mai fand in der Evangelischen Akademie in Loccum die Gründungstagung für das „Zentrum für Gesundheitsethik an der Evangelischen Akademie Loccum" statt, einer Initiative der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover. Eingeladen haben der Akademiedirektor, Dr. Fritz Erich Arnhelm, und der zukünftige Direktor des neuen Instituts, Dr. Dr. Karl-Heinz Wehkamp. Auf der RednerInnenliste sind u.a. der Landesbischof zu finden, ein Vertreter *des* international wichtigsten Zentrums für „Bioethik" - dem *Hastings Center*, New York - und z.B. eine Humangenetikerin. In der Einladung zur Tagung heißt es u.a.: „Notwendige Selektionsentscheidungen brauchen daher ein Mindestmaß an Akzeptanz. Dies setzt einen öffentlichen Diskurs über Tatsachen sowie in gleicher Weise über Werturteile voraus". Dazu soll das neue Institut einen „aus christlicher Sicht verantwortbaren Beitrag" leisten. - Das sind doch klare Worte: Selektion soll notwendig sein. Diskutiert wird 'lediglich' darüber, wo sie *ansetzen* soll. Und das Ganze soll uns dann möglichst schmackhaft gemacht werden.
Erinnern wir uns an die Position der offiziellen Kirche während des Nationalsozialismus: In so manchen kirchlichen „Anstalten" wurde mit den Nazis zwar um einzelne Selektionskriterien gegen die Menschen, die der Vernichtung zugeführt werden sollten, gerangelt, aber die entsprechenden Bewertungsbögen für die PatientInnen wurden ausgefüllt und bedeuteten für viele den Tod. Massive Einwände wurden z.T. in dem Moment erhoben, als die Nazis auch den Zugriff auf die arbeitsfähigen Frauen und Männer innerhalb der Einrichtungen durchsetzen wollten. Diese Menschen waren mit ihrer Arbeitskraft für den wirtschaftlichen Erhalt der kirchlichen Institutionen zu wichtig!
Die ganze gegenwärtige Diskussion über Selektion und darüber, wer denn der Gesellschaft finanziell vielleicht zu sehr auf der Tasche liege, stellt das Lebensrecht *aller* Menschen mit Behinderungen, mit chronischen Krankheiten und im Alter wieder in Frage! Gegenwärtig wird zwar hauptsächlich an Embryonen selektiert. Aber in der - durch massive Propagandatätigkeit von „BioethikerInnen" und anderen beeinflußten - öffentlichen Meinung werden auch zunehmend lebensverkürzende Maßnahmen gegen diese Menschen hoffähig. (Auch bei der sog. „Sterbehilfe" wäre z. B. zu fragen, wer denn da wem „hilft") Einzelne „BioethikerInnen" finden schon Begründungen für die Tötung Neugeborener. Auch wenn sich einige ihrer KollegInnen davon abzugrenzen versuchen, so ist zu beobachten, daß alle eifrig mitdiskutieren, sich aber niemand grundsätzlich gegen Selektionskriterien ausspricht. Interessant im Zusammenhang mit der Institutsgründung in Loccum ist, daß diese kirchliche Institution nach inoffiziellen Informationen auch die Ausbildungs- und Vernetzungsfunktionen für die „BioethikerInnen" BRD- oder europaweit übernehmen will. Bisher war dafür international das oben erwähnte Hastings Center in New York mehr oder weniger zentral zuständig.

Wir fordern die TeilnehmerInnen des Kirchentagsforums „Lebenswert und Lebensrecht" und alle Mitglieder der Kirchen auf, sich eindeutig gegen jede Selektionspraxis und -diskussion zu stellen.

Wir fordern die Anerkennung der Stärke und Selbstbestimmung aller Menschen mit Behinderungen und chronischen Krankheiten, aller Menschen, die im Sinne dieser Gesellschaft nicht „leistungsfähig" (sprich: produktiv) sind!

Stellen Sie Ihre eigenen Motivationen und Machtinteressen in Frage!

Wir fordern alle auf, die öffentlich inszenierten Diskussionen mit HumangenetikerInnen, BioethikerInnen usw. über das Lebensrecht von Menschen zu verweigern.

Verpflichten Sie alle kirchlichen Institutionen auf eindeutige und grundsätzliche Aussagen gegen Eugenik und „Euthanasie" und die entsprechende kirchenpolitische Praxis!

Therapie:
Von der Pritsche auf die Couch oder von der Krankengymnastik zur Psychotherapie?

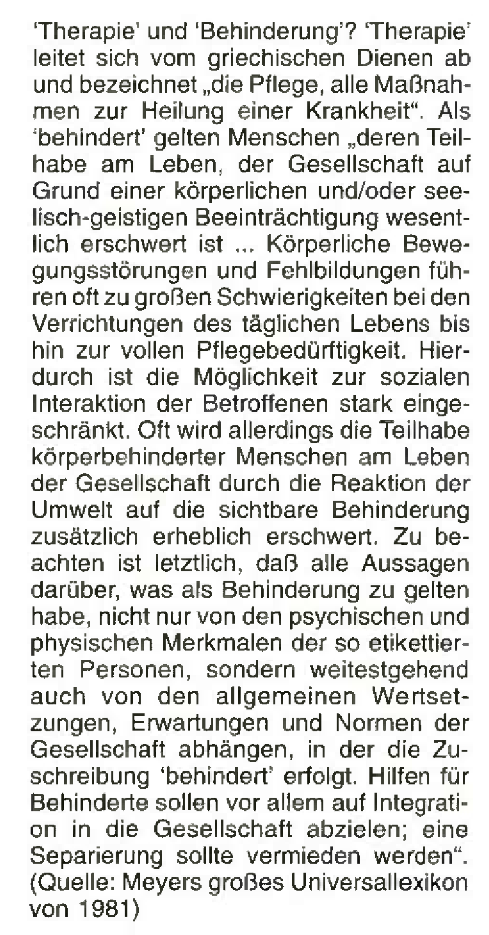
Als Nachtrag zum Schwerpunkt Therapie der letzten Ausgabe veröffentlicht die randschau hier einen Artikel von Marita Koch, in dem sie von ihren eigenen Kindheitserfahrungen mit Psychotherapie berichtet, die durch eine unreflektierte Zielvorstellung seitens der TherapeutInnen dazu führte, daß ihr eine Psychotherapie notwendig erschien, um das Erlebte bzw. die Folgen davon aufzuarbeiten.

Behinderung und Therapie - ein für mich fast endlos erscheinendes und auch sehr schwieriges Thema. Ich wollte gerne etwas zu medizinischer bzw. krankengymnastischer Therapie oder zu Psychotherapie schreiben. Ich konnte mich aber nicht entscheiden, bis sich mir beim Nachdenken und Schreiben eine bis dahin unbekannte mögliche Verbindung zwischen beiden Therapieformen auftat.

Behinderung und Therapie sind zwei scheinbar mit der 'Normalität' unzertrennbar verquickte Begriffe.

Kaum war ich als ein Kind mit Behinderung (Contergan) geboren, geriet ich in die Mühlen der Diagnostik. Es wurde versucht, mit Gewichten langzuziehen, was zu kurz geraten war; was fehl gestellt war, wurde operativ begradigt, und für den 'Rest' stellte sich die Frage nach der für mich am besten geeigneten Therapie. Es wurde geturnt und gefördert und geturnt und geschaut, 'was man denn da machen kann'. 'Machen kann' hieß soviel wie 'normal machen kann'. Welche Therapien (medizinisch, bewegungsorientiert oder ergotherapeutisch) versprachen am ehesten einen schnellen und gesicherten Erfolg, mir ein 'normales' Leben zu ermöglichen? Es wurde therapiert und 'normalisiert'. Trotz Nichterlangung des Ziels, sprich 'Normalität' - denn die Behinderung ist nicht weg therapierbar -, wurde weiter therapiert, um das Bestmögliche zu erreichen. Ich ging regelmäßig zur Krankengymnastik (hierfür durfte ich sogar dem Unterricht fernbleiben!) und lernte unter therapeutischer Anleitung mittels verschiedener Hilfsmittel so 'normal' und 'selbständig' wie möglich zu werden. Dies alles funktionierte jedoch nur solange, wie ich Kind in einer Sonderschule für Körperbehinderte war. Mit dem Wechsel auf ein 'normales' Gymnasium und mit Beginn der Pubertät mochte ich nicht mehr. Ich trotzte, lehnte mich auf, verweigerte, und hatte Glück (?), denn es war in dieser 'Normalität' kein Platz für eine 'Sonderförderung'. Ich konnte die Krankengymnastik, die Operationen und die sonstigen Einwirkungen auf meinen Körper als verhaßte, peinigende und oftmals schmerzhafte Erinnerung ins hinterste Kämmerlein stellen.

Für mich stellen sich nun zwei Fragen. Erstens: Was steht hinter den Begriffen



'Therapie' und 'Behinderung'? 'Therapie' leitet sich vom griechischen Dienen ab und bezeichnet „die Pflege, alle Maßnahmen zur Heilung einer Krankheit". Als 'behindert' gelten Menschen „deren Teilhabe am Leben, der Gesellschaft auf Grund einer körperlichen und/oder seelisch-geistigen Beeinträchtigung wesentlich erschwert ist ... Körperliche Bewegungsstörungen und Fehlbildungen führen oft zu großen Schwierigkeiten bei den Verrichtungen des täglichen Lebens bis hin zur vollen Pflegebedürftigkeit. Hierdurch ist die Möglichkeit zur sozialen Interaktion der Betroffenen stark eingeschränkt. Oft wird allerdings die Teilhabe körperbehinderter Menschen am Leben der Gesellschaft durch die Reaktion der Umwelt auf die sichtbare Behinderung zusätzlich erheblich erschwert. Zu beachten ist letztlich, daß alle Aussagen darüber, was als Behinderung zu gelten habe, nicht nur von den psychischen und physischen Merkmalen der so etikettierten Personen, sondern weitestgehend auch von den allgemeinen Wertsetzungen, Erwartungen und Normen der Gesellschaft abhängen, in der die Zuschreibung 'behindert' erfolgt. Hilfen für Behinderte sollen vor allem auf Integration in die Gesellschaft abzielen; eine Separierung sollte vermieden werden". (Quelle: Meyers großes Universallexikon von 1981)

Festzustellen ist, daß der Therapiebegriff sich von seiner ursprünglichen Bedeutung des Dienens weit entfernt hat. Wenn ich diene, d. h. eine Dienstleistung anbiete, erfülle ich die Bedürfnisse und Anforderungen von derjenigen Person, der ich diene; d. h. die/der 'AuftraggeberIn' hat die anleitende Position. In der heutigen Praxis der Therapie sieht dies jedoch genau umgekehrt aus. Die/der TherapeutIn versteht sich in der Regel als diejenige/derjenige, die/der über ein Können und Wissen verfügt, daß die/der PatientIn (die Benennung in KundIn hat leider Seltenheitswert) 'braucht' und daß sie/er ihr/ihm nach ihrem/seinem Gutdünken zur Verfügung stellt, wobei sie/er (die/der TherapeutIn) die anleitende Position für sich beansprucht. Daß die Hilfen für Menschen mit Behinderung in Integration münden sollen, verharmlost meiner Annahme nach die zugrunde liegende Aussonderung (wo ich nicht aussondere, muß ich auch nicht integrieren) und lenkt von dem zumeist dahinterstehenden Bestreben ab, dem Kind ebenfalls ein 'normales' Leben zu ermöglichen.

Zweitens: wer steht als 'ExpertIn' hinter den Therapien? Es sind in der Regel nichtbehinderte 'Fachmenschen', sprich MedizinerInnen, PsychologInnen, KrankengymnastInnen, Beschäftigungs- und sonstige TherapeutInnen. Sie alle verbindet das Bestreben, dem Kind bzw. den Menschen mit Behinderung zu einem 'normalen' Leben zu verhelfen. Der Maßstab ihrer vielfältigen Bemühungen und die Definition von 'normalem' Leben orientiert sich hierbei am Maßstab eines Menschen ohne Behinderung. Das bedeutet, daß das Kind von klein auf methodisch, sprich therapeutisch, von seinen eigenen Möglichkeiten, Fähigkeiten, Begrenzungen, d. h. von seinen eigenen Maßstäben, entfernt, also in höchstem Maße fremdbestimmt wird. Das wiederum kann zur Folge haben, daß das Kind in der Entwicklung seiner Identität 'behindert' wird. Ein Kind ohne bzw. mit eingeschränkter eigener Identität ist sich seiner selbst nicht bewußt, sprich es hat ein nicht voll entwickeltes Selbst-Bewußtsein und entwickelt in der Regel auch ein eingeschränktes Selbst-Wert-Gefühl. Es tendiert dazu, sich eher am 'Außen' zu orientieren, d. h., wie ihm zumeist von

klein auf beigebracht wurde, an der 'Nichtbehinderten-Norm' und es fällt ihm daher schwer, eine Selbst-Annahme bzw. eine lustvolle Beziehung zu seinem eigenen Körper zu entwickeln.

Ein Leben mit eingeschränkter eigener Identität, Selbst-Bewußtsein, Selbst-Wert-Gefühl, Selbst-Annahme und einer wenig lustvollen Beziehung zum eigenen Körper wird von manchem mehr und von manchem weniger irgendwann in seinem Leben als unvollständig erlebt, so war es auch bei mir. Etwas ganz Wichtiges und Entscheidendes schien mir zu fehlen. Die Traurigkeit oder der Schmerz darüber, der sich all zu oft in scheinbar unwidrigen Lebensumständen verbirgt, war so groß, daß ich einen Psychotherapeuten aufsuchte. Nun stand ich nicht mehr den MedizinerInnen, PsychologInnen, KrankengymnastInnen meiner Kinder- und Schulzeit mit ihren jeweiligen Vorstellungen von 'normal' gegenüber, sondern einem Psychotherapeuten, der jedoch 'auch nur ein Mensch' und leidlich mit Vorstellungen von 'normal' behaftet war - nämlich von einer 'normalen' psychischen Entwicklung. Nun ist es meiner Ansicht nach ein wichtiges Merkmal von Psychotherapie, daß die/der TherapeutIn die/den KlientIn in ihrem/seinem Sosein (Identität), mit ihren/seinen Möglichkeiten und Begrenzungen versteht und unterstützt, d. h., daß sie/ihn zu sich selbst führt und sie/ihn darin unterstützt ihre/seine eigenen, für sie/ihn bis dato nicht sicht-, bzw. erlebbaren Potentiale zu entdecken und sich handhabbar zu machen, sprich ihre/seine Einzigartigkeit zu entdecken. Was ist aber, wenn der Mensch mit Behinderung vordergründig 'nicht ist' (in dem Sinne, daß er - wie oben erläutert - aufgrund der Normalisierungsbestrebungen kein vollständiges Identitätsgefühl ausgebildet hat)? Was ist seine Identität, sein Maßstab? Er muß sich quasi etwas schaffen, was er noch nicht hat und was es so nicht gibt. Dieses Gefühl der mangelnden oder fehlenden Identität ist meiner Ansicht nach nicht mein 'Exklusivschicksal' (bzw. das von Menschen mit Behinderung). Z. B. erzählten mir schwule Freunde mehrfach sinngemäß: 'wir Schwulen haben es nicht so einfach wie die Heteros mit ihrer vorgefertigten Lebensplanung: heiraten und Kinder kriegen. Wir müssen eigene Lebensentwürfe und -normen entwickeln und das ist oft sehr anstrengend und macht Angst'. Für mich war bzw. ist es genauso wie z. B. für den homosexuell lebenden Menschen schwieriger, sich an den Menschen seiner Umgebung oder den gesellschaftlichen Vorgaben zu orientieren und sie gegebenenfalls zum Vorbild zu nehmen. Da es weniger Menschen mit Behinderung gibt, ist es nicht gesagt, daß diese ihre eigenen Möglichkeiten, Begrenzungen und Maßstäbe entwickeln konnten oder ob sie sich nicht auch an der 'Nichtbehindertennorm' orientiert haben. Was hingegen 'behindertenspezifisch' zu sein scheint, ist die Erfahrung vieler, in der Kindheit in ihrem/seinem Sosein nicht akzeptiert und mittels Therapie oftmals zwanghaft 'normalisiert' worden zu sein. Eine Psycho- bzw. eine Körpertherapie kann eine Möglichkeit sein, die Verletzungen und schmerzhaften Erfahrungen der frühen Therapiejahre, sowie die daraus unter Umständen resultierende Selbst-Entfremdung in späteren Jahren mit Unterstützung einer Therapeutin bzw. eines Therapeuten anzuschauen und daran zu 'arbeiten'. Im Rahmen meiner Psychotherapie konnte ich z. B. entdecken, welche Vorstellungen von 'Außen' und fremdbestimmenden Einflüsse ich verinnerlicht habe. (So auch die ganzen 'du sollst turnen, schwimmen, beweglich bleiben und und und'.) In der zumeist sehr schmerzhaften Auseinandersetzung mit der Frage, die sich mir in diesem Moment stellt „was bin denn dann noch ich" lag auch zugleich die Möglichkeit, einen Teil meiner selbst, sprich meiner Stärken, zu entdecken. Irgendwie hatte ich überlebt, mir Nischen gesucht, mich entwickelt (bewegt) - trotz alledem. Gerade durch den Zwang z. B. der Therapien der Kinderjahre hatte ich etwas sehr Eigenes und Individuelles als Gegengewicht entwickelt, was mir jedoch nicht bewußt war, bzw. was ich nicht als 'Können' schätzte. Mit Unterstützung der Psychotherapie lernte ich, diese Potentiale zu entdecken und kreativ zu nutzen.

Nun möchte ich noch mal den Bogen zurück zur medizinischen bzw. zur krankengymnastischen Therapie schlagen. Ich verharrte sehr lange in der anfangs dargestellten Ablehnung der Therapie und schloß einerseits für mich und meinen Körper mögliche angenehme und guttuende Unterstützung aus und ergab mich andererseits weiterhin und doppelt der Fremdbestimmung bzw. der Angst vor derselben, indem es mir schwerfiel, selbstbestimmt Unterstützung in therapeutischer Form einzufordern. Ich war zwar augenscheinlich nicht mehr das Kind, über dessen Kopf hinweg ein meist schmerzhafter, oft überfordernder und manchmal sogar unsinniger Therapieplan aufgestellt wurde, mußte aber dennoch erst lernen, die für mich meiner Meinung nach angemessene Qualität und Quantität von Therapie einzufordern. Gerade dies war auf Grund der schmerzhaften Erfahrung mit Therapien und der bei mir damit verbundenen Einwirkung auf die Entwicklung meiner Selbstbestimmung für mich sehr schwierig. Ich versuchte mir klar zu machen, daß Therapie in jeglicher Form ist ein Dienstleistungsangebot ist. D. h. der Therapeut beherrscht z. B. eine Massagetechnik, die mir hilft, meine u. a. behinderungsbedingten Rückenschmerzen zu erleichtern. Massiert er mich jedoch in einer Form, die mir nicht angenehm ist oder nicht gut tut, liegt es an mir zu sagen: „Stop, so bitte nicht. Vielleicht besser so und so." D. h. es ging für mich darum, den in der Kindheit erlebten Bann der fremdbestimmten Therapie aufzulösen und sie mir in neuer Form, d. h. selbstbestimmt und eigenverantwortlich, anzueignen. Das glich einem Prozeß, einen Feind zum Freund zu machen - vom anderen zu mir zu kommen. Durch die frühere Fremdbestimmung hatte ich meist das Gefühl, ich mache die Gymnastik für jemand anderen, und konnte sie und ihre positive Wirkung nicht mit meinem Körper, mit mir, in Verbindung bringen.

Bleibt nun aber noch die Frage nach den geeigneten TherapeutInnen. Können nur Menschen mit Behinderung gute TherapeutInnen für Menschen mit Behinderung sein, weil bei ihnen am ehesten die Chance besteht, daß sie um die ganzen Schwierigkeiten aus eigener Erfahrung wissen? Liegt demnach die Zukunft z. B. in einer abgewandelten Form des peer counseling, was aber meines Wissens nach derzeit keine therapeutischen Ambitionen hat? Können sich nichtbehinderte TherapeutInnen überhaupt in fremde Maßstäbe einfühlen und Menschen mit Behinderung in ihren Belangen unterstützen, oder ist es nicht generell die 'Kunst' des Therapeuten von sich zu abstrahieren und andere Maßstäbe ernst zu nehmen? Ich glaube, es ist nicht ausschließlich die Frage nach dem bzw. der geeigneten TherapeutIn. Es ist meine Verantwortung gegenüber mir, die für mich beste Therapie und die/den für mich besten TherapeutIn als Dienstleistung für mich in Anspruch zu nehmen. Unabhängig davon fände ich es jedoch auch wichtig, daß Therapeuten mit Behinderung bzw. politisch aktive unprofessionelle Menschen mit Behinderung bei den zuständigen therapeutischen Einrichtungen und Experten ihre Bedürfnisse, Forderungen und Maßstäbe verlauten lassen, bzw. eine 'Weiterbildung' dieser Institutionen und Einrichtung betreiben und sie zu einer Auseinandersetzung mit ihren blinden Flecken, sprich z. B. ihren Vorstellungen von 'normal' und 'unnormal', anregen. Daneben sollte meiner Ansicht nach speziell in bestehenden Einrichtungen die Einstellung von TherapeutInnen mit Behinderung als ExpertInnen in eigener Sache gefördert werden, so daß für die/den KundIn die Wahlfreiheit besteht, sich auf Wunsch von einer/einem TherapeutIn mit Behinderung behandeln zu lassen.

Bezogen auf meine Überlegungen ist es mir bewußt, daß ich den Bogen von der krankengymnastischen bzw. medizinischen Therapie zur Psychotherapie nur skizzenhaft dargelegt habe und eine Fülle von anderen Lebensumständen, Erfahrungen und Erlebnissen, die maßgeblich daran beteiligt sind, außer acht gelassen habe. Mir geht es hier nicht um eine vollständige Darstellung, sondern darum, eine mögliche Verbindung aufzuzeigen bzw. zur Diskussion zu stellen, zum Nachdenken anzuregen wie die Therapie - überspitzt gesagt - zur Therapie führen kann. Diese Gedanken sind aus meinen eigenen Erfahrungen, meiner Entwicklung als Frau mit Behinderung, meiner eigenen Therapieerfahrung, meinem Studium der Psychologie, sowie aus Gesprächen mit anderen Menschen mit Behinderung entstanden. Über die Mitteilung von konstruktiver Kritik, Gedanken und Gefühlen die sich beim Lesen einstellen, würde ich mich sehr freuen.

Marita Koch, Refrath

Postvertriebsstück Entgelt bezahlt
Hg.: 'krüppeltopia' e.V., Mombachstr. 17, 34127 Kassel 1P4356F

Abo.Nr. 116 18* Bez 93

Eigene vier Wände für 'die randschau'!

Hurra, der Aufruf an unsere LeserInnen, uns mit einem regelmäßigen Beitrag auf das frisch eingerichtete Mietsonderkonto das Anmieten eines Redaktionsbüros zu ermöglichen, zeigt erste Erfolge! All jenen, die so mutig waren, möchten wir an dieser Stelle ein großes

DANKESCHÖN

zukommen lassen. Auf der Liste der edlen SponsorInnen fanden wir zu unserer Überraschung sogar uns bislang ganz unbekannte Namen. Zur Zeit gehen monatlich ca. 300 DM auf den Konto ein. Ein kleiner, aber guter Start. Die Suche nach einem geeigneten Raum läuft bereits. Wir benötigen jedoch etwa 700 DM monatlich. Noch ein weiter Weg.

Noch mal zur Erinnerung:

Die Redaktion besteht zur Zeit aus acht Mitgliedern in sechs Städten. Hinzu kommen ca. drei Menschen, die beim Versand helfen. Alle arbeiten ohne Bezahlung. Geplant ist, einzelne Arbeiten (Telefondienst, Aboverwaltung etc.) auf mehr Leute zu verteilen.

Wir brauchen ein Büro,

- weil die "randschau" bisher in unzugänglichen Privaträumen gemacht wird,
- weil die Verquickung von "randschau" und Privatsphäre in einigen Wohnungen das erträgliche Maß überschritten hat,
- weil sich (lobenswerterweise) mehr Menschen gefunden haben, die die randschau mit Rat und Tat unterstützen wollen und diese Unterstützung auf Dauer zugängliche Räumlichkeiten braucht,
- weil zu guter Arbeit auch gute Arbeitsbedingungen gehören,
- weil "die randschau" alle angeht!

Wie kann man/ frau uns unterstützen?

Wir suchen noch SponsorInnen, die per Dauerauftrag einen Betrag von mindestens 20 DM monatlich auf unser Mietsonderkonto überweisen. Schon 35 SponsorInnen (oder gegebenfalls sogar weniger) können der randschau in die eigenen vier Wände verhelfen!

Der Dauerauftrag kann zunächst auf ein Jahr befristet werden. Kommt es aus irgendwelchen Gründen nicht zur Anmietung, wird das Geld selbstverständlich zurückgezahlt. Wird ein Dauerauftrag eingerichtet (bzw. geändert oder gekündigt), bitten wir um eine Nachricht an die Redaktionsadresse, damit wir einen besseren Überblick haben. Auf Wunsch werden Spendenquittungen ausgestellt.